Preis: 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 10. JUNI 1943
18. JAHRGANG :•: FOLGE 23

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

Feldpost

VERLAG FRANZ EHER NACHF. GMBH MÜNCHEN 22



Deutscher Weltrekord im 4. Kriegsjahr.
Die junge Leipzigerin Gisela Graß stellte in 1:19,8 Minuten eine neue Weltbestleistung im 100-m-Brustschwimmen auf.
Aufnahme: Schirner.



Roh — und stolz darüber! Mit diesen Worten überschreibt die jüdische USA.-Zeitschrift „Life" eine Bildreportage über die Ausbildung in der nordamerikanischen Marine, der wir nebenstehende Bilder entnehmen. „Das Beste an der USA.-Marine ist, daß sie eine schmutzige Kampfesweise hat", heißt es wörtlich in dem Begleittext, und dann werden dem Leser einige „Spezialitäten des Mordes" vorgeführt. „Life" vergißt dabei nicht, hinzuzufügen, daß diese Art der Kriegführung auf der traditionsreichen Grundlage der „Wissenschaft des Gangstertums und der indianischen Heimtücke" gelehrt wird.



Gestern Chikagoer Unterwelt – heute USA.-Marine.
Zu diesem Bild bemerkt „Life" voller Stolz, daß die USA.-Marine-Soldaten Spezialisten des „plötzchen Todes" sind. Nachdem der Wachtposten überwältigt ist, wird er abgemurkst (finish him off). Ob ein deutscher Wachtposten sich so einfach überwältigen läßt, steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Gangster ZIEHN IN DEN KRIEG



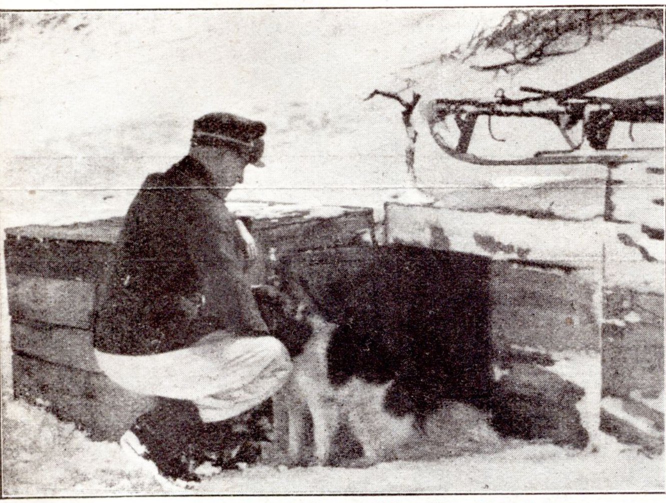
Wie die Einbrecher!
Hier zeigen zwei Marine-Gangster ihre „Vorbereitungen zum Einsatz". Dazu gehört das Schwarzfärben des Gesichtes, der Hände und der Waffen à la Al Capone. Wir erinnern uns des lachhaften Bildes von Dieppe, als ähnlich rußgeschwärzte Banditen beleidigten Gesichtes den Weg in die deutsche Gefangenschaft antreten mußten



Wie der kleine Moritz sich das so denkt.
Die Unterschrift zu diesem Bild besagt allen Ernstes, daß der deutsche Wachtposten durch einen verdächtigen Laut von seiten des einen Gangsters abzulenken und von seinem Komplizen mittels eines Stahldrahtes (etwa einer Klaviersaite) mühelos zu erdrosseln wäre



Erst den einen, dann den andern.
„Nachdem der eine Wachtposten erledigt ist, geht es auf den nächsten los." So glatt und programmäßig verläuft eine Kontinental-Landung der Marine-Gangster — vor dem „Life"-Photographen. Vor den deutschen Waffen dürfte die Sache etwas anders aussehen



Eine kleine Hütte für die Nacht.
Tagsüber bleiben die Hunde im Freien: sie haben nachts ihre Ruhe verdient, denn die Strapazen in Sturm und Schnee strengen nicht allein den Menschen an.
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Fraß (PBZ.).

Treu, verläßlich und klimagewöhnt

Eismeerfront und Polarhunde sind für unsere Soldaten im hohen Norden zu einem unzertrennlichen Begriff geworden. Diese zuverlässigen Tiere sind besonders ausdauernd und werden hauptsächlich für Transportzwecke benutzt; bei der schnellen Bergung von Verwundeten kann man kaum noch ohne sie auskommen.



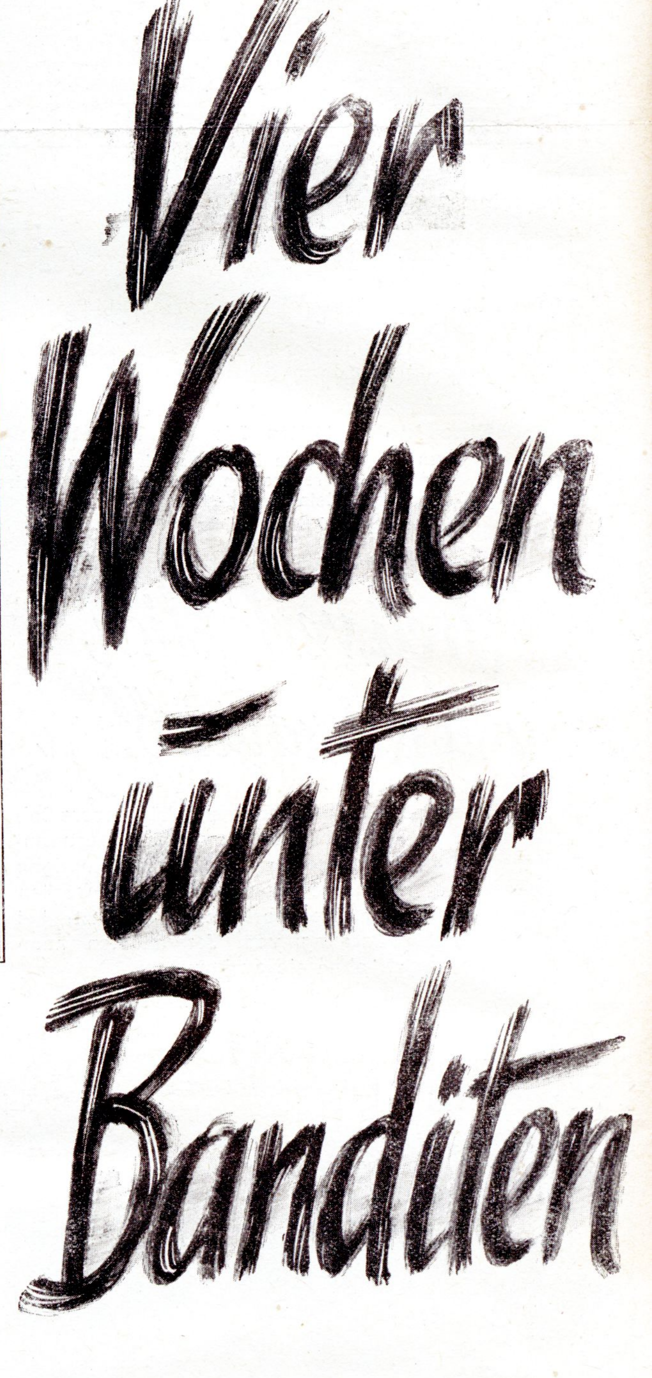
Ein neuer Fahrbefehl ist da:
Die Tiere werden angeschirrt und vor die Zugleine gespannt; gleich geht's los.



Rechts: „Sama", ein reizender Vertreter seiner Rasse.
Diese treuen Helfer sind überaus zuverlässig, willig und ausdauernd.



In staunenswertem Tempo jagt das Gespann über die Schneewege dahin.



VOM EINSATZ DER ϟϟ-POLIZEI-BATAILLONE AUF DEM BALKAN



Von Banditen überwältigt.

Unser ϟϟ-Polizeibataillon — so berichtet der Polizeioberwachtmeister Wilhelm Schmidt — war nach dem Balkan versetzt worden, um dort größere Gebietsteile von Banditen zu reinigen. Meiner Kompanie war dabei die Aufgabe der Säuberung eines Abschnitts rings um U zugefallen. Der Kompanieführer sah sich wegen der Weite des Raumes gezwungen, die Züge und Gruppen weit auseinanderzuziehen. Mit zwei Krafträdern mußten wir zu dem entfernten Standort unserer Gruppe Lebensmittel und Post heranholen. Bei der Rückfahrt hatten beide Räder eine Panne. Wir bezogen daher Quartier und starteten bei Morgengrauen zur Weiterfahrt. Nach einer halben Stunde zurückgelegten Weges erhielten wir plötzlich von allen Seiten Feuer. Das zweite Krad war — wie ich feststellte — bei der bergigen Fahrt zurückgeblieben. Im Augenblick des Feuerüberfalls geriet mein Fahrer von der Fahrbahn ab in den Graben. Die Maschine schleuderte gegen die Felswand und ging zu Bruch. Wir nahmen von der Höhe einer Böschung das Feuer auf. Dabei erhielt mein Kamerad M einen Bauchschuß und war sofort tot. Eine Zeitlang konnte ich mir die Gegner vom Leibe halten; dann — während einer Feuerpause — fielen sie über mich her und schlugen mich zu Boden. Ich wurde gefesselt, hochgerissen und den Abhang hinuntergezerrt. Indes konnte ich noch wahrnehmen, wie Mitglieder der Bande meinen toten Kameraden und ebenso das Krad von der Straße fortschafften. Dabei übersahen sie meine Maschinenpistole, die liegenblieb und einem später ausgesandten Suchkommando meiner Kompanie als Anhaltspunkt diente.



Deshalb ließ man mich leben!

Ich glaubte manchmal einen Motor zu hören und versuchte meinen Abtransport zu verzögern. Namentlich das Klettern bei gefesselten Händen mißglückte mir fortgesetzt, und ich fiel häufig hin und blieb vor Schmerzen liegen. Aber mitleidslos zwang man mich wieder hoch und weiter; den Tag über und mit kurzen Pausen auch die folgende Nacht dauerte der Fußmarsch. Dann stand ich im Lager der Banditen vor einem Dolmetscher und erfuhr nun, daß ich als Geisel zu gelten habe, der gegen einen in deutsche Gefangenschaft geratenen Banditenführer ausgetauscht werden solle. Die Frau dieses Mannes bekam ich bald zu Gesicht; ein Flintenweib in Männerkleidern; sie bestürmte mich in einem von deutschen Brocken untermischten Kauderwelsch, ich solle schleunigst einen Antrag an meine Dienststelle richten und Zeit und Ort des Austauschs vereinbaren, wenn ich Wert darauf lege, am Leben zu bleiben. Ich wußte sehr wohl, daß ein solcher Handel nicht zustandekommen dürfte, sagte mir aber, daß meine Kompanie auf diese Weise wenigstens über meine Lage unterrichtet werde; und so schrieb ich die Mitteilung, die dann durch Boten fortgeschafft wurde.



Polizei-Oberwachtmeister Wilhelm Schmidt, der während des Einsatzes seiner ϟϟ-Polizei-Kompanie gegen Banditen auf dem Balkan überfallen und verschleppt wurde, konnte nach vier Wochen Gefangenschaft auf abenteuerliche Weise flüchten und berichtet hier über seine Erlebnisse

Aufnahme: Archiv.



Zeichnungen von Josef Lazarus

Der richtige Augenblick.

Der Lagerplatz der Bande wechselte in einem fort. Das war sehr vorsichtig. Bald kampierten wir am Rande eines Maisfeldes, bald auf einer Waldlichtung. Nach einigen Tagen machte man mir den Vorschlag, ich solle die Mitglieder der Horde am LMG. und am SMG. ausbilden. Ich erwiderte, ich verstünde nur mit Pistole und Gewehr umzugehen. Aber ich fand keinen Glauben. Wenn die Banditen Lebensmittel brauchten, wurde das nächste Dorf umstellt und ausgeplündert. Auch die Gemeindekasse ging dabei mit. Da nun die deutschen Behörden selbstverständlich auf das Austauschangebot nicht eingingen, versuchte man, noch mehr Deutsche in die Hände zu bekommen. Und in der Tat glückten den Gesellen zwei Eisenbahnüberfälle: von jedem brachten sie einen Soldaten mit, so daß wir nun zu dritt das Los der Gefangenschaft teilten. Einer der beiden Leidensgenossen war an Auge und Bein verwundet. Drei Wochen später ereignete sich etwas Bedeutsames. Von den etwa hundert Banditen war ein Großteil an einen neuen Lagerplatz gezogen Der Rest war auch schon im Aufbruch. Da erfolgte ein Zusammenstoß mit deutscher Infanterie. Wir Gefangenen wurden mit einer Bedeckung vom Kampfplatz fortgeschickt Bei Morgengrauen gewahrte ich in einigen hundert Metern Entfernung deutsche Panzer über eine Anhöhe fahren. Unsere Bewachung sprang sofort Deckung suchend in einen Graben. Das war der Augenblick unserer Flucht. Ein Waldstück zur Linken der Straße war in jagendem Laufe erreicht, eine dichte Hecke bot ein so glückliches Versteck, daß unsere Bedeckung die Suche nach uns wohl aufgegeben haben mochte.



Vier Mann hoch und eine Waffe.

Unter Aufwand äußerster Vorsichtsmaßnahmen verließen wir unser Versteck und gelangten nach ein paar Stunden an ein Bauernhaus. Dort ließen wir uns mit Lebensmitteln versorgen. Noch während der Mahlzeit hörte ich Stimmen. In einem schwarzen Mantel, der mir als Verkleidung dienlich erschien, verließ ich das Haus und stieß mit einem deutschen Soldaten zusammen, der — umringt von einigen Bauern — auf mich zukam. Er trug Stahlhelm und LMG. Ich muß im ersten Augenblick wenig vertrauenerweckend ausgesehen haben, denn dem Mann im Stahlhelm blieb die Sprache weg, als ich vor ihm stand und den Mantel auseinanderschlug. Blitzschnell war in ihm — wie ich später erfuhr — der Gedanke aufgetaucht, ob er wohl in eine Falle gelaufen sei. Bald danach erfuhr ich, daß er von seiner Truppe abgekommen sei und das Dorf M. suche, wo er sie vermute. Einer der Bauern mußte uns führen. Wir waren nun vier Mann und hatten ein LMG.! Die Straße war uns zu unsicher. So gingen wir „quer Beet", durch Maisfelder, auf Feldwegen und über Hecken und Zäune. Kurz vor dem Dorf M. kam uns Infanterie entgegen. Es waren Männer, die die vermißten Kameraden suchen sollten. In meinem Banditenmantel eine gefährliche Erscheinung, hob ich lachend die Hände hoch und „ergab mich". Das war eine Überraschung sondergleichen, als wir uns gegenüberstanden: einige der Soldaten kannten mich, denn wir hatten zusammen in einem Ort gelegen. Keiner hatte geglaubt, mich und die Kameraden noch lebend anzutreffen.





Begegnung auf dem 70. Breitengrad.
Schwedische Schriftleiter und Bildberichter folgten einer Einladung der deutschen Wehrmacht zu einem Frontbesuch an der Eismeerküste, wo unter andern dieses nicht alltägliche Bild vom Murmansker Verkehrsleben zustandekam.
PK.-Aufnahmen: PK.-Kriegsberichter Finke. RM.-Bild (8).

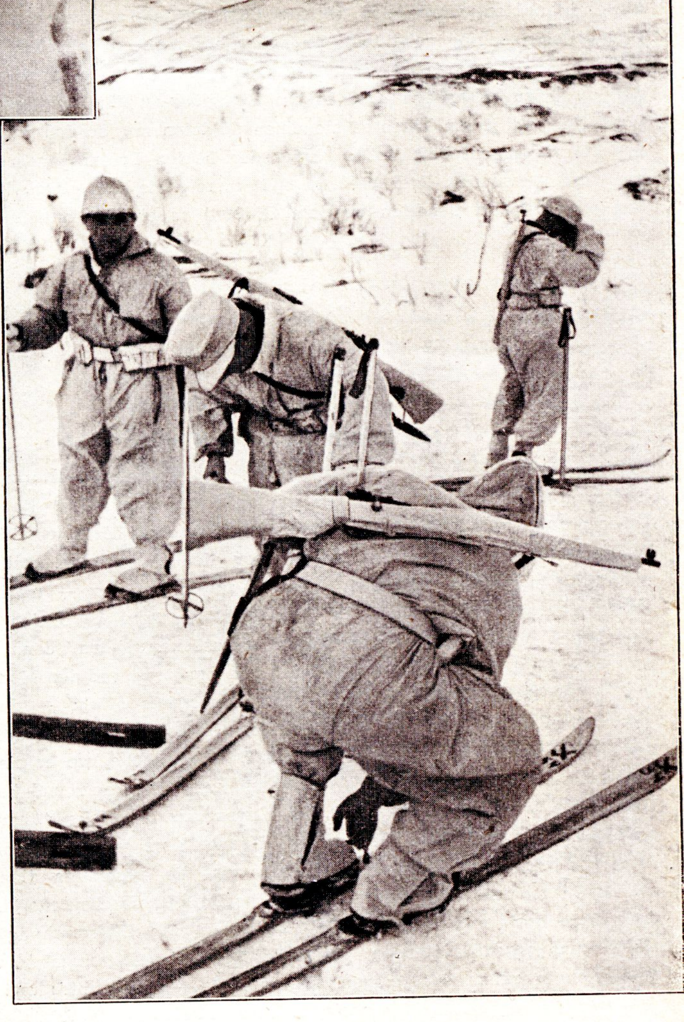


Ihr Bunkereingang.
Die Mannschaft einer Batterie hat das „von oben" ausgiebig gelieferte weiße Baumaterial zur Ausstattung eines unsichtbaren Bunkers benützt.

SCHWEDISCHE
besuchen die



Auf weißer Weide.
Die treuen Tragtiere der Jäger erhalten täglich mehrere Stunden Bewegung auf der Schneetundra Im Hintergrund zieht ein Spähtrupp gegen den Feind



Tarnung in letzter Konsequenz.
Besonders beeindruckt waren die schwedischen Gäste von der Tarnungskunst der deutschen Jäger, die selbst ihre schußbereiten Gewehre in weißen Hüllen tragen.



„Dort drüben liegen die Sowjets!"
Ein deutscher Offizier zeigt den Schweden, wo der Feind liegt. Mit dem Feldstecher kann der schwedische Journalist die Felskuppel ausmachen, hinter der sich die Bolschewisten verschanzt haben.

JOURNALISTEN Eismeerfront



Hohe Bewährung.
In der Einsamkeit der Eismeerfront leuchtet das deutsche Heldentum hell auf. Höchste Bewährung ist allen Dienstgraden eigen









Ein Soldatenheim.
Einige Kilometer hinter der Front haben die Jäger ein Soldatenheim gebaut, das sich äußerlich weitgehendst an die felsklüftige Landschaft anlehnt, im Innern aber eine geradezu verblüffende Gemütlichkeit aufweist. Wer würde glauben, daß das untere Bild das gleiche Heim zeigt wie oben?



Die junge deutsche Weltrekordschwimmerin Gisela Graß, Leipzig,
bewältigte die 100-m-Strecke in 1:19,8 Minuten, wobei sie die ersten 50 und die letzten 20 m im Schmetterlingsstil, den sie hier vorführt, zurücklegte. Der Schmetterlingsstil ist neben dem Kraul der schnellste, aber auch der kraftraubendste Schwimmstil

Aufnahmen: Schirner



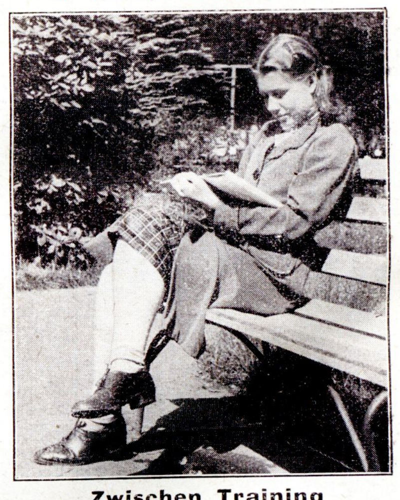
Ein Blick „von oben"
veranschaulicht die ansehnlichen Schulterpartien der jungen Meisterin und läßt etwas von der Kraft ahnen, die Gisela in ihre Schmetterlingsschläge zu legen vermag

Deutscher Weltrekord im 4. Kriegsjahr



Im Ballspiel findet die junge Schwimmerin einen nützlichen Ausgleichssport,
der vor allem die für das Leistungsschwimmen notwendige Lockerheit vermittelt.

Der Glückwunsch des Trainers.
In keiner Sportart bedarf die Frau der sachkundigen Betreuung eines erfahrenen Trainers mehr als im Schwimmsport, der bei übertriebenem Einsatz leicht zu Gesundheitsschäden führt



Zwischen Training und Einsatz
findet Gisela noch Zeit genug für ihr Studium, das sie sehr liebt.

Die verlorene Kompanie

ROMAN VON HEINRICH EISEN

(7. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 22:

Ohne besondere Eröffnung — Rott ist kein Freund offizieller Zeremonien nach Schema F — beginnt der Abend mit dem Festmahl. Der Braten war fertig. Auf jeden kommt ein gut pfundschweres Stück. Schon der Geruch kräftigt. Rott beißt hinein und kaut mit Genuß. Maier holt ihm die schönste Kartoffel aus der Asche, schabt die verkohlten Stellen ab. Nun hauen sie alle ein, als wäre das kein Pferdefleisch, sondern allerfeinste Rindslende oder Hirschbraten.

Die Köche waren doch die reinsten Künstler! Wenn sie das Verdienstkreuz nicht schon hätten, müßten sie es schleunigst bekommen.

In Essenträgern wird der Tee gebracht. Mit dem Dampf steigt sein zarter Geruch, der schon ein Teil des Geschmackes ist, in die Nase.

Schelkle bekommt nur Tee. „Ganz kleine Schlucke", mahnt die Schwester. Rott fragt ihn: „Fällt Ihnen das Zusehen nicht schwer?" Schelkle bewegt verneinend den Kopf. Er ist gelb im Gesicht. Aber die Schwester hat ihm eine Spritze gegeben und seit er nun hier bei den Kameraden liegt, spürt er fast keine Schmerzen mehr. Eine wohlige Müdigkeit erfüllt seinen ganzen Körper.

Nein, Hunger hat er nicht. Nur Durst. Aber nun darf er ja auch trinken. Er nimmt den Tee kaffeelöffelweise, behält ihn lange im Munde, bewegt ihn mit der Zunge zwischen Lippen und Kiefer, zerdrückt ihn am Gaumen und läßt ihn langsam in die Kehle rieseln. Es ist, als saugten ihn schon die Schleimhäute auf. Es bleibt nicht mehr viel zu schlucken.

Nein, er neidet den Kameraden nicht den Appetit und nicht das gute Essen. Er ist dankbar und glücklich, bei ihnen sein zu dürfen und fast ganz von den Schmerzen befreit zu sein. Der Hauptmann hat ihm diesen Wunsch erfüllt. Das wird er ihm nie vergessen. Am Nachmittag hat er ja noch geglaubt, es wäre sein letzter Wunsch; jetzt scheint ihm das gar nicht mehr so sicher.

„Schwester", sagt er, als sie ihm einen gezuckerten Zitronenschnitz in den Mund steckt: „Mir ist auf einmal, als müßte ich gar nicht sterben."

Sie erschrickt beinahe über seine Lebenshoffnung, aber Rott hat es auch gehört, er kommt ihr und ihm zu Hilfe. Ruhig sagt er: „Das ist durchaus möglich, Schelkle, es sind schon viele Bauchschüsse gut abgelaufen."

Eine Freude ist es, zuzusehen, wie es den Leuten schmeckt. Rott schickt zu den Köchen, sie sollen eine Pause machen und mit der Kompanie zusammen essen. Sie sind beinahe verlegen vor Rott, mit so großem Hallo werden sie empfangen. Leider haben sie keinen besonderen Appetit. „Man sollte immer so essen und trinken, als ob es die letzte Mahlzeit wäre", sagt Rott zu ihnen und erkundigt sich nach der Menge des Räuchervorrats. Er ist zufrieden.

„Das Wasser für den Grog?" fragt er leise.

„Kocht schon", flüstert Kurz.

Die Leute kommen mit dem Essen zu Ende. Sie spülen noch einmal nach mit Tee. Die Unterhaltung wird lebhafter. Zigaretten und Pfeifen werden angesteckt, und nun ziehen blaue Tabakschleier um die Köpfe. In einer Ecke fangen sie halblaut zu summen an. Andere summen mit. Aus dem Summen wird Gesang, und dann schallt es durch das ganze Zelt: „Es ist so schön, Soldat zu sein . . ."

Und der Feind? Der ist weit, und draußen ist Sturm. Eine Frauenstimme klingt heraus: die Schwester. Sie hat einen schönen Alt. Viele Augen suchen zu ihr hin. Immer wieder. Sie scheuchen sich selbst jede Art von Werbung, von auch nur leisester Zudringlichkeit aus den Blikken. Zwischen ihnen und ihr steht das Wort des Hauptmanns: tabu. Aber ansehen müssen sie sie doch. Und einer lacht mitten im Singen hellauf über seinen eigenen Gedanken.

„Was lachst du denn so dämlich?" fragt ihn sein Nebenmann. „Schwester Tabu!" ruft er ihm halblaut zu, lacht weiter, der andere lacht mit und gibt den Scherznamen durch wie einen Befehl. „Schwester Tabu" geht es von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund, und im Refrain des letzten Verses klingt's im Chor anstatt Ro—o—se—marie deutlich vernehmbar Schwe—e—ster Tabu. Einen Augenblick stutzt Rott, dann ist er's zufrieden. Der harmlose Scherzname wird ihr vielleicht ein größerer und dauerhafterer Schutz als sein Befehl, wird dem Zwang zur Zurückhaltung den leise bohrenden Stachel nehmen, ihm etwas Freiwilliges, Heiteres geben, wird ihnen den Gehorsam auf diesem allzumännlichen Gebiet leichter machen.

Kaum ist der letzte Ton des Liedes verklungen, da bricht die Kompanie auch schon förmlich in das nächste aus: „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, und das heißt Erika . . ."

Das ist kaum noch gesungen, das ist gebrüllt. Dabei scheint es, als schauten sie alle herausfordernd nicht nur auf die Schwester, sondern auch auf Rott, als wollten sie ihm sagen: Das ist unsere Rache für tabu.

Erika sieht den Hauptmann an: Sehen Sie, ich habe es ja gewußt — das Martyrium beginnt schon. Rott gibt ihr den Blick zurück nicht ohne eine kleine Beigabe unschuldiger Schadenfreude. Sie scheint allerdings gewillt, das Unabwendbare mit gelassen-heiterer Ruhe zu ertragen.

Draußen hört man die Wagen kommen. Das Lied ist eigentlich zu Ende, aber sie singen weiter. Aus dem Stegreif ist eine Zusatzstrophe entstanden. Rott spitzt die Ohren. Was singen die Halunken?

„Bei der Siebten blüht nun auch ein Blümelein
und das heißt Erika.
Alle schlossen wir es tief ins Herz hinein,
doch tabu ist leider Erika,
denn der Hauptmann sprach: nur Kamerad
soll sie sein uns allen früh und spat —
das ging uns nur schwer ins Herz hinein
Erika — Erika —"

Hellauf lacht die ganze Kompanie hinter dem letzten Tone drein. Ein Landsmann Ruppels schreit: „Buam, etza wird's zünftl! Etza bräucht man a Fasserl aus'm Hofbräuhaus, aba koa kloans net!"

Ja, das gäb ein Leben! Eine Maß bayrisch Bier für jeden! Export! Möglichst einen Salvator-Bock! Sie schwelgen förmlich in dem süffigen Gedanken. Es wäre nicht auszudenken. Sie tauschen Biererinnerungen aus. Auch ein Schwabenbräu wäre nicht schlecht! Ganz Bescheidene würden sich sogar mit einer „Weißen" zufrieden geben.

Dullinger ist ganz weich geworden: Darum seufzt er jetzt zu Maier hinüber: „Mir tät's ein Kognak und der ist auch gar nicht so weit weg wie das Münchener Bier . . ." Aber so sehr sich auch Pfeffer und Salz, die diesen Seufzer mit ermunternden Blicken unterstützen, zurücklehnen, um diesen wichtigen Schallwellen die Bahn zu Maier zwo's Ohr freizugeben — dieses Ohr scheint vollkommen taub geworden zu sein. Maier ist nur noch ganze Auge, aber auch das nicht für den sehnsuchtsvollen Hornisten Dullinger, sondern nur für seinen Chef, und richtig, jetzt kommt der Wink, auf den er gewartet hat, denn nach dieser Unterhaltung mußte er kommen. Ein ganz leiser Wink und er gibt ihn weiter an die Köche und zu dritt drücken sie sich unauffällig hinaus. Dullinger sieht Maier zuerst mißtrauisch nach, dann aber befällt ihn ein jäher Optimismus und er grinst breit in die Gesichter der beiden andern. „Ich glaube, jetzt hat's geschnappt", und sie schmunzeln sich alle drei vorfreudevoll zu.

Huber kommt mit den Fahrern herein, meldet sich zurück mit drei vollen Wagen. Vor dem Wald draußen sei zwar nicht viel zu holen gewesen außer einer großen Zahl Gewehre und Munition dazu. Aber die Waffen der Kavallerie und dann all das Lederzeug hätten mächtig ausgegeben. Und das Wichtigste: An die tausend gefüllte Futterbeutel der Pferde und Brotbeutel oder Packtaschen der Reiter hatten sie aufgeladen. Das reichte, wenn man haushielt, für die Kompanie zwanzig, für die Gäule mindestens fünfzig Tage, falls durch die Nässe nichts verdarb.

Rott gibt es der Kompanie bekannt. Für die nächste Zeit ist die Ernährungsfrage gelöst. Das befeuert die gute Stimmung noch mehr. Man wird gleich am Morgen alles nachsehen, alles tun, um die Lebensmittel vor dem Verderb zu schützen, sie zu trocknen, vor allem das Brot.

Schon wieder erklingt ein Lied: „O du schöner Westerwald . . ." Mitten drin taucht Maier zwo wieder auf. „Kommt sofort!" meldet er halblaut dem Hauptmann und setzt sich vergnügt zu seinen Gefährten, aber keiner würdigt ihn noch eines Blickes. Schon als sie ihn nun doch wieder mit leeren Händen daherkommen sahen, ging es wie eine stumme Drohung über ihre Gesichter. Nun rücken sie noch näher zusammen und damit weiter von ihm ab.

„Was ist denn?" fragt Zwo mit der unschuldigsten Miene. Er erhält keine Antwort. So taub, wie er vorher gewesen ist so taub sind sie jetzt. Trotzdem grinst er nur. Diesmal so unverhüllt unverschämt, daß die drei darauf schwören könnten, er werde bei der ersten besten Gelegenheit wieder in ein Bächlein oder vielleicht gar in einen tiefen Tümpel fallen, sofern es die Umstände zuließen, auch nicht nur einmal, sondern gleich dreimal hintereinander. Man müßte eigentlich sofort feststellen, was der Chef für eine solche Sensation zu spenden gewillt wäre. Und Dullinger hat eine solche Wut im Leib, daß er sich anschickt, es tatsächlich zu tun, als eine außergewöhnliche Bewegung durch die Sattelreihen geht. Die Köche kommen mit einem Fünfzig-Liter-Tank, hinter ihnen zwei Mann mit einem zweiten. Was bringen denn die noch? Mitten aus dem Lied heraus schallen Zurufe, Tee kann das nicht noch einmal sein, auch für gewöhnlichen Kaffee sind ihre Mienen viel zu geheimnis- und bedeutungsvoll. In beschleunigtem Tempo wird das Lied zu Ende gesungen, während ein Wolkenbruch über das Zelt schwallt, daß man glaubt, er würde es wegwaschen, wie eine Sturmflut die Strandkörbe fortwäscht: Jedoch der schönste Sonnenschein lacht mir ins Herz hinein.

„Heißes Hofbräu!" schreit einer. Und in das Gelächter fährt auf einen Wink Rotts ein Tusch aus Dullingers Horn. Jäh bricht der Lärm ab. Die Köpfe fahren herum. Rott steht auf, und nun wird es lautlos still. Nur die Feuer knacken und knistern und die Zeltbahnen tönen wie Meeresstrand in der Brandung.

„Meine siebte Kompanie!"

Wie er das sagt! Ihre Gesichter leuchten ihn an. „Unser Hauptmann!" heißt das und ist Antwort genug.

„Ich freue mich, daß ich nun doch rascher als ich es für möglich gehalten hätte, Gelegenheit gefunden habe, euch näher zu begrüßen, sozusagen außerdienstlich bei euch zu sein. Wenn auch der Vorgesetzte stets Vorgesetzer bleibt in ernsten und fröhlichen Stunden, bei Scherz und Spiel wie im Kampf — es ist doch für ihn selbst das Schönste, einmal nur Kamerad unter Kameraden zu sein, Mensch unter Menschen. Der Oberzahlmeister hat mir aus frisch aufgefüllten Marketendereibeständen einige Flaschen abgelassen. Die trinken wir nun zusammen in Form eines Grogs."

Hemmungslos bricht der Beifall aus. Eigentlich erschrickt er ein wenig: Ob sich das mit dem Gesetz der Disziplin vereinbaren läßt?

Eine kleine Handbewegung — dann ist wieder völlige Stille: „Wir wollen nicht saufen und gröhlen, wir wollen mit Verstand trinken und mit Gemüt. Es ist nicht viel, es will genossen sein. Es soll uns die Stunde verschönen, in der wir uns so ganz tief von innen heraus an befeuerter Seele ohne Ansehen des Dienstgrades gleichermaßen als Menschen fühlen, als deutsche Männer, Söhne eines Volkes, die alle der hohen Berufung dienen, ihr Volk, ihr Land zu schützen vor den Schrecknissen eines Krieges, vor dem Martyrium bolschewistischer Herrschaft, der teilweise physischen und der völligen politischen und geistigen Vernichtung. Und mehr noch als sonst wollen wir uns durchdringen und verbinden lassen von dem Bewußtsein, dieser unserer Berufung mit Blut und Leben verschworen zu sein."

Es ist kein Laut mehr, keine Bewegung. Als wäre „Stillgesessen!" befohlen, sitzen sie regungslos, die Blicke auf Rotts Züge gerichtet. Sie haben ihn verstanden. Alle. Die Arbeiter so gut wie die Akademiker, die Bauern so gut wie die Beamten. Nicht nur seine Worte selbst, diese wenigen, ruhigen und doch von verhaltener innerer Kraft und

Glut schwingenden Worte, sie haben auch all das verstanden, was an Bildern und Gedanken und Empfindungen zwischen ihnen flutete, was sekundenschnell die Seele durchdrang und wozu man doch Stunden brauchen würde, um es zu sagen und auszudeuten.

Rotts Gesicht ist der Spiegel seines brennenden Herzens. Jetzt aber geht ein milder Schein darüber. Und dieser Schein wandert weiter zu den nächsten und von den nächsten zu denen, die ganz hinten um den Zeltrand sitzen. Ein lächelnder Wink und die Köche öffnen ihren Tank. Dampf quillt heraus und ein Duft, der allein schon ein beflügelndes Labsal ist. Kochgeschirrdeckel und Trinkbecher klappern. Sie gehen von Gruppe zu Gruppe und schenken ein. Stärker noch wird der Duft von Arrak und Rum, und die Nasen neigen sich tief über den wallenden männerbeglückenden Wohlgeruch. Lachender Frohsinn und Humor heben sich lebenssprühend über die Feierlichkeit ihres Empfindens.

„Wenn er Pfarrer wäre", flüstert Pfeffer, „würde ich wieder in die Kirche gehen."

Salz nickt: „Dann müßtest du aber zeitig da sein, damit du noch Platz bekämst."

„Ach — Herr Hauptmann —" klingt es leise neben Rott. Das ist Fint. Er wendet sich hin zu ihm. Der Junge verschlingt ihn fast mit den Augen, so groß und sprechend sind sie. Er braucht seinem kleinen Seufzer nichts hinzuzufügen. Rott versteht ihn gut, weiß alles, was er sagen will. Er ist auch einmal so ein blutjunger Soldat, Kriegsfreiwilliger, gewesen. Auch er ist damals Vorgesetzten begegnet, die mit ein paar Worten seine Seele geöffnet hatten, daß er sie geliebt, wie man einen Vater liebt. Männern, die ein verzagtes, um das einmalige junge Leben bangendes Herz mit einem einzigen Lächeln stählern machten. Diese seltsame Kraft haben Menschen, die für eine Idee zu sterben bereit sind, und jene Soldaten, die in phrasenloser Todbereitschaft über aller bürgerlichen, in verlogene Ideale gehüllten Eigensucht, über all dem zivilen Kram und Kleinmut stehen. Über dem Leben. Es waren nicht immer Offiziere gewesen, die ihm diese Kraft gegeben, meist nur durch ihre Haltung. Es waren Unteroffiziere darunter und ganz einfache Soldaten, sie stammten aus allen Berufen, aus allen Schichten des Volkes. Und als einfacher Soldat so zu sein, ist das Höchste, denn führen dürfen, führen müssen, reißt einen an sich schon über sich selbst hinaus.

Scheu tastet sich Fints Hand zu Rott hin. Er nimmt sie. „Na, kleiner Peter, wie geht's denn?"

„Gut, danke, gut —" flüstert er, zögert noch einen Augenblick und stammelt wie ein Bekenntnis den Gedanken, der ihn kleinmütig und gläubig zugleich macht: „Ach, Herr Hauptmann — ich möchte so sein wie Sie."

Rott drückt herzhaft diese ganz unsoldatisch schmale Hand, sieht absichtlich über die Tränen in den glänzenden, traurig-glücklichen Augen weg.

„Wie ich?!"

Lacht unbekümmert. „Da ist weiter nichts dabei! Wart erst bis zum nächsten Krieg, da bist du auch Hauptmann und genau so wie ich!"

Schon sieht der Kriegsfreiwillige Peter Fint lachend zu ihm auf. Das ist, wie wenn durch Regen die Sonne bricht. Sonnenregen, muß auch Rott denken Ist gut für alles Wachstum auf Erden.

Aber schon huscht wieder eine Wolke über des Kleinen Gemüt: „Ob ich aber wieder gesund werde?" Da wird der Strahl aus Rotts Augen hart: „Ich befehle es Ihnen, Kriegsfreiwilliger Fint!"

„Jawohl, Herr Hauptmann —" sagt der leise, legt sich wieder zurück mit einem dankbar friedlichen Ausdruck, als wäre er's schon.

Es ist still geworden um Rott's Feuer. Alle sind sie seiner leisen Unterhaltung mit Fint gefolgt. Kein Wort ist ihnen entgangen. Innerlich noch erregt von seiner Ansprache, wie das Meer, wenn der Sturm längst vorüber ist, reißt ihm diese Zwiesprache erneut und doppelt heiß ihre Herzen zu. Der Soldat Salz, der Hilfsarbeiter, blickt in seinen goldgelben Grog, als wäre auf seinem Grund etwas ganz Besonderes zu sehen und als spräche er mit diesem Etwas, drückt er ein paar Worte zwischen den Zähnen hindurch: „Wenn dem etwas passiert, will ich auch nicht mehr heimkommen."

Er preßte die schweren, arbeitsharten Fäuste um den brennend heißen Becher, als wollte er ihn zu einem Scheibchen Blech zerquetschen. Sie haben alle verstanden was er gesagt hat. Keiner sagt etwas darauf. Keiner sieht ihn an. Keiner sieht einen anderen an. Sie sehen vor sich hin. In sich hinein, Pfeffer, Dullinger und der Zwo. So, wie Salz in seinen Becher sieht. Sie brauchen nichts mehr zu sagen, was den Hauptmann betrifft. Nie wieder. Salz hat alles gesagt. Ein für allemal.

Ihnen gegenüber liegt Schelkle. Man sieht gar nicht mehr, wie graugelb und starr sein Gesicht ist, so blühend und lebendig macht es des Feuers Schein. Er liegt mit aufgerichtetem Oberkörper, halb sitzend, und hat die Hand der Schwester ergriffen. Beider Augen hängen an Rott, beider Ohren lauschen zu ihm hin, als spräche er immer noch. Dann wandern Schelkles Augen von einem Kameraden zum andern. Es ist ein merkwürdiger Blick. Dullinger hat neben das Horn seine Trompete gelegt. Einen Augenblick sieht er noch zu Rott hin, der nickt aufmunternd. Und er bläst. Ein wenig unsicher klingen die ersten Töne in ihrer gedämpften Behutsamkeit, dann aber gewinnen sie rasch an Klang und Fluß ... „Nach der Heimat möcht' ich wieder ..."

Alle lauschen still. Ist das noch ein Kompanieabend im russischen Sumpf? Liegen sie nicht irgendwo daheim an einem Wegrain? ... Sehen in einen blauen Himmel, durch den wie Segelschiffe weiße Wolken ziehen ... atmen den Duft der Heckenrosen, umsungen und umbrummt von Bienen und Hummeln, überjubelt von den Lerchen über den grünen Äckern ... Langsam, ohne Furcht, äst ein Reh vor ihnen und dann rollt, wie zu Großmutters Zeiten, die hochräderige gelbe Kutsche aus dem Dom der Buchen und Eichen ... und der Schwager bläst ...

Nicht nur Schelkle, viele haben die Augen geschlossen oder starren auf ihre Knie, ihre Hände, ihre Stiefel Die Augen sind die Fenster der Seele — Männer schämen sich, andere hineinsehen zu lassen. Auch den besten Kameraden nicht. Dullinger hat noch nie so schön gespielt. Er weiß es selbst und hebt eine neue Strophe an. Allmählich begleiten sie ihn mit Gesumm, formen halblaut die Worte, singen leise mit. Und dann löst es sich vollends aus aller Brust: Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat, sei gegrüßt ...

„Ach, Schwester", flüsterte Schelkle und schüttelt den Kopf, als könnte er nicht begreifen, daß es so etwas Schönes gibt. Dann ist das Lied zu Ende. Sie lauschen ihm nach, als müßte es noch einmal beginnen, als könnte es, als könnte dies alles nicht einfach so vorbei sein ...

Und es ist nicht vorbei. Da ist Rotts Stimme. Aus seinen, aus ihren Gedanken formt er Worte. Kaum daß er weiß, kaum daß sie es nacher hätten sagen können, wie es begonnen.

Da war erst nur noch einmal dieses eine Wörtchen gewesen — Heimat ...

„Ja ... Wir haben alle diese große Liebe in uns, Kameraden ... Diese große Sehnsucht ...

Was wüßten wir von dieser Liebe und Sehnsucht, wenn wir sie nicht hätten verlassen müssen — unsere Heimat? ... Was wüßten wir überhaupt von unseren Herzen, wenn wir nicht hätten Soldat werden und ins Feld ziehen müssen? Hätten wir sonst je den Reichtum, den der Mensch an seinem Gemüt besitzt, entdecken und ergründen können? Müssen wir es nicht als eine Gnade des Schicksals betrachten, daß es uns zu unserem tiefsten Ich geführt, in dem wir uns alle so ähnlich sind, ähnlich wie Brüder? ... Nur die Schlakken machen die Menschen verschieden, in ihrem edlen glühenden Kern sind sie sich gleich. Müssen wir nicht dankbar und glücklich sein, daß wir dies alles erleben — erkennen und erleben dürfen ...?

Ich weiß, ihr denkt, daß am Ende eben doch der Tod nur wartet, daß all euer Empfinden verloren ist wie ihr selbst. Mit euch begraben wird. Und euerm Opfer. Vielleicht ist mancher bitter darüber, daß gerade ihn das Los getroffen hat, Soldat zu sein, daß gerade er dazu bestimmt ist, all diese Mühsal, all diese Schrecken zu erdulden und schließlich ausgelöscht zu werden, während Tausende und Hunderttausende, Millionen andere zu Hause ihrer friedlichen Arbeit nachgehen, im Kreise ihrer Familien ihren Feierabend verbringen, Radio hören, im Kino und im Theater sitzen, sich vergnügen ... Bitter, wenn er das Wort Heimatfront hört oder liest, als ob selbst die größte Leistung der Heimat auch nur entfernt dem einmaligen Begriff der Front gleichkommen könnte!

Seid nicht bitter — laßt sie. Sie verstehen es nicht anders. Sie haben ja nicht erlebt, was ihr erlebt hat. Können nicht wissen, was euch unvergänglicher geistiger und seelischer Besitz geworden ... Freut euch, daß ihr hier seid und nicht dort! Sie sind arm. Ihr seid reich — und werdet es bleiben. Sicher wird noch mancher von uns fallen, wenn nicht hier, dann anderswo an der Front. Niemals fallen aber wird sein Geist. Und viele werden zurückkehren und das Heldentum der Toten und ihr Gedächtnis mit sich tragen und vererben im Wort und im Fleisch, in ihren Kindern und Kindeskindern.

Vielleicht denkt ihr: ein schlechter Trost ... was nützt dies alles dem, der unter der Erde liegt? Er hat nur das eine Leben gehabt und das Leben ist trotz aller schönen Worte dagegen eben doch das höchste Gut, denn ohne das Leben ist überhaupt kein Gut. Wer gibt es ihm zurück?

Da fragt euch einmal, ob ihr wirklich die einzigen seid, die sterben müssen. Jeder Mensch muß sein Leben mit dem Tod bezahlen. Ob ein wenig früher oder später — ist das so wichtig? Auch zu Hause könnt ihr plötzlich einer tödlichen Krankheit erliegen, einem Unglück zum Opfer fallen. Tausende trifft Tag für Tag dieses Geschick, aber wer denkt daran? Wer zählt sie? Kein Heeresbericht meldet die Verluste, die ein Volk im tiefsten Frieden in jeder Stunde erleidet. Auch daheim sinken nicht nur Greise hin, auch daheim fallen Männer und Frauen auf der Höhe ihres Lebens, fallen blühende Jünglinge und Mädchen, Kinder, die noch kaum wissen, was Leben ist. Ist uns hier der Tod sicher? Nein. In der Heimat das Leben? Nein. Wenn uns aber der Tod ereilt: dort ist er nichts nütze — hier ist jeder von uns, ist jedes Grab ein Stückchen der Brücke, auf der unser Volk, auf der unsere Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, ihre und unsere Kinder und Enkel in die Zukunft schreiten ...

Liebe Kameraden ..., ich glaube nicht an ein Fortleben nach dem Tode. Weder in leiblicher noch in himmlischer Form, aber ich glaube an die Ewigkeit des göttlichen Ideals im deutschen Menschen. Und wer trägt es leuchtender als der Soldat?

Heimat ... so grüßen wir dich ... in der Ferne ..."

Seit wann ist Rott zu Ende? Wieviel Zeit ist vergangen, seitdem man nichts mehr hört als die Schwere des Atems der Kompanie? Aber nun steht mit einem Ruck der Feldwebel auf. Er saß ganz drüben bei den Fahrern und Köchen am Eingang des Zeltes. Tief zieht er die Luft ein und dann bricht seine Stimme fast dröhnend aus dem gewaltigen Brustkorb.

„Herr Hauptmann!"

Das klingt, als riefe er das jüngste Gericht.

Und wieder reißt Käufer die Luft in den Leib.

„Ich — die Kompanie — dankt ihnen —".

Die Bärenstimme schwankt, aber er reißt sich noch einmal zusammen, innerlich und äußerlich.

„Und wenn Sie uns in die Hölle führen —" donnert er. Dann ist es aus. Er findet keinen Halt mehr. Seine Versuche weiterzusprechen, sind vergeblich. Die Stimme versagt ihm. Er haut die Absätze zusammen, macht kehrt und stolpert hinaus, wie wenn er zuviel getrunken hätte.

Kein Spott, kein Lachen. Nichts rührt sich. Es wäre ihnen allen ebenso gegangen. Nun aber fährt Rotts Stimme unter sie. Frisch, scharf wie vor der Front: „Vom Spieß bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen — ihr seid eine prachtvolle Bande! Ich bin stolz und glücklich euch führen zu dürfen. Nun aber ist's Schluß mit dem Tiefsinn! Stoßt an und seid fröhlich und trinkt! Das Leben soll leben und die siebte Kompanie!"

Sie trinken und ein fröhliches Lied braust hinterdrein.

Fint stößt den Sanitäter an.

„Was willst du denn?"

„Gib mir einen Bleistift und ein Blatt Papier."

„Wozu denn? Willst dir wohl aufschreiben, was er gesagt hat?"

„Bitte —" antwortet Fint nur.

Er ist voller Verse. Will versuchen, ob er sie einfangen kann. Aber davon kann man doch nicht sprechen.

Schelkle hat sich während Rotts Rede noch höher aufgerichtet, in das Feuer zu seinen Füßen, ab und zu über die Gruppen der Kameraden, auf die Rauchwolken über ihren Köpfen und in die Laternen gesehen und von Zeit zu Zeit sich den duftenden Grog unter die Nase gehalten. Trinken darf er ihn nicht. Will er auch nicht, aber seine Pfeife rauchen.

Ja, das darf er. Rott stopft sie ihm mit seinem Tabak, langhaariger, goldgelber, echt türkischer, der letzte aus Saloniki.

Schelkle raucht.

„Schwester Erika, wenn Sie nach Hause kommen, müssen Sie meine Frau besuchen und ihr und meinen Buben erzählen, wie schön das hier war."

Ja, wenn er selbst es nicht könne, werde sie es tun.

Er lächelt nur.

Nach einer Weile fühlt er seine Schmerzen zurückkehren. Er bittet die Schwester, daß sie ihm noch eine Spritze gebe.

Das dürfe sie nicht.

„Warum denn nicht?"

Er würde einschlafen und vielleicht nicht mehr erwachen.

„Und?" fragt er ruhig.

Über ihn weg sieht sie Rott an. Er versteht ihre stumme Frage. Und sie versteht seine wortlose Antwort: Warum wollen Sie ihn lieber leidend sterben lassen? Laut sagt er: „Wenn Schelkle dann schlafen kann, geben Sie ihm doch noch die Spritze."

Sie steht auf, um sie zu holen.

Schelkle sieht Rott dankbar an.

„Ich habe noch einen Wunsch, Herr Hauptmann."

„Was denn für einen?"

„Das Huberquartett soll mir mein Lieblingslied singen. . . Aber es ist nicht sehr fröhlich."

„Natürlich, Schelkle — wie heißt es denn?"

„Im schönsten Wiesengrunde . . ."

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 4

Das Huberquartett kommt. Es sind vier Fahrer: Tenor, zweiter Tenor — den singt Huber — Bariton und Baß. Dazu spielt Huber eine einfache Ziehharmonika. Sie setzen sich vor Schelkle, der ihnen dankbar und heiter zulächelt und nun der Schwester den Arm hinhält. Sie scheint einen Augenblick noch zu zögern. Nun klingt weich das Vorspiel, fallen die vier Sänger ein.

Es sind prächtige Stimmen, ungeschult, aber von natürlicher Musikalität und fein zusammenharmonierender Klangfarbe. Sonst ist es wieder ganz still. Niemand singt oder summt mit. Es ist am schönsten, wenn man das Quartett allein hört.

Über Schelkles Antlitz geht ein weicher Glanz. Der Reihe nach sieht er sie an, das Quartett und die um ihn herumsitzen. Zuletzt die Schwester. Was für Gedanken mochten hinter dieser todgeweihten Stirn gehen?

„Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal..."

Zu allerletzt sieht er Rott an. Ruhig, ernst liegen ihre Blicke ineinander. Dann wandert sein Auge fort, weit, weit fort . . . vielleicht in die Heimat, zu Weib und Kind. Und dann schließt er es. Ruhig atmet er. Der heitere Friede weicht nicht von seinem Gesicht. Schläft er schon?

„Dir, o stilles Tal, Gruß zum letztenmal..."

Rott steht auf. Im Hinausgehen winkt er den Köchen. Am Eingang steht Käufer. Er will sich verlegen wegdrehen, aber Rott stößt ihm die Faust gegen den Brustkorb, daß es kracht. Sagt knurrend: „Spieß, werde hart —"

Käufer denkt, und hat erst recht nasse Augen: Wie der das wohl macht? Er muß wohl der weichste von uns allen sein und dabei bleibt er stählern — — —

„Füllt mir jetzt zehn Liter ein für Turas Feldwache", sagt Rott draußen zu den Köchen. „Ich reite damit vor. Den Rest bringt ihr der Kompanie. Maier soll fünfhundert Zigaretten verteilen — sie haben nichts mehr zu rauchen."

Christoph und Kurz sehen sich an, soweit dies in der Nacht draußen möglich ist. Es regnet noch immer.

Keiner will dem andern an Mut nachstehen, so sagen sie wie aus einem Munde: „Den Grog kann doch auch ein änderer vorbringen."

„Maul halten — Befehl ausführen!"

Rott sattelt den Glückstern selbst. Er atmet auf — ist seelisch doch stark angegriffen. Er braucht Entspannung. Die kalte Luft, den Regen, den Gaul — und das Alleinsein.

Fünf Minuten später reitet er auf die Prärie hinaus. Den mit Grog gefüllten Essenträger auf dem Rücken und fachmännisch eine Zeltbahn um sich geknüpft. Unter den Hufen platscht es, als ritte er nicht über Grasboden, sondern durch einen See. Wasser blinkt, wohin er sieht.

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!" schreit es erregt hinter ihm her. Das ist Maier. Er hält das Pferd an, hört es eilends hinter sich platschen, schreit zurück: „Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, Maier! Fallen Sie nicht!"

Das Platschen hinter ihm hört auf, dann entfernt es sich. Langsam.

Als er in der Hasengasse reitet, zwischen den beiden Vorwäldchen, die noch schwärzer sind als die Nacht, hört er ein neues Geräusch hinter sich. Er lauscht eine Weile. Ein Reiter. Nein, zwei. Sie traben. Die sind verrückt, denkt er: Das Wasser muß ja wie ein Springbrunnen über Roß und Reiter spritzen.

Er dreht sich halb im Sattel um, ruft zurück: „Wer kommt denn da hinten?"

Jetzt ist es still. Sie haben ihre Pferde angehalten.

„Antwort, zum Donnerwetter!"

Halblaut schallt es her: „Unteroffizier Huber." — „Fahnenjunker Roschall."

Rott überlegt einen Augenblick. Soll er sie zurückschicken? — Treue Seelen...

„Komm, Glückstern, komm —" sagt er leise und reitet weiter.

„Still", flüstern Huber und Roschall ihren Pferden ins Ohr. Und wiegen sich hinter ihm drein. Im Schritt. Patsch — patsch — patsch — patsch —

Von ihren Zeltbahnüberhängen von den Pferden trieft das Wasser.

Dreizehntes Kapitel.

Die Erkundungstrupps eins und zwei brechen auf. Es ist noch Nacht. Rott wäre nicht nötig gewesen, sie denken auch gar nicht an ihn, denn er ist erst lange nach Mitternacht von der Feldwache zurückgekommen. Aber plötzlich steht er vor ihnen, überzeugt sich noch einmal, daß der Auftrag richtig verstanden wurde, daß sie ausreichend Verpflegung bei sich haben. Auch die Kompanie ist bereits munter und beim Kaffeefassen. Christoph hat besonders viel Bohnen genommen, das treibt den Grog und die Schläfrigkeit aus dem Kopf.

Es ist wieder etwas kälter geworden. Der Regen hat nachgelassen. Zwischen seinen dünnen Strähnen fällt Schnee.

Es ist immer noch dunkel, da beginnen sie schon, unter Anleitung der beiden Fischer zwei Flöße zu bauen, klein, schmale Form und leicht lenkbar, aber „seetüchtig". Die andern machen sich ans Kadaver-Wegräumen. Huber ist mit seinen Pferden und Fahrern maßgeblich dabei beteiligt. Mit seinen kräftigen Kloben — sie standen bisher ganz gut im Futter und heute früh haben sie eine Extraration erhalten — fleckt das schon. Auch die SMG.-Zugpferde sind mit dabei.

„Wo ist denn der meine?" fragt Rott.

Huber starrt ihn nur ungläubig an.

„Natürlich! Der ist auch nicht zu fein zur Arbeit."

Die Flöße sind fertig. Die beiden Wasserpatrouillen stechen in See.

„Auf euch baue ich meine größte Hoffnung", sagt Rott. Er sieht ihnen nach, solange man sie im regendurchrauschten Halbdunkel, das heute gar nicht heller werden will, erkennen kann. Dann geht er zum Krankenwagen. Liebel meldet. Rott — er will es zwar nicht wahrhaben, aber es ist doch so — ist ein wenig enttäuscht: Die Schwester ist nicht da. Er gibt Fint und Hollacher die Hand. Wie es ihnen gehe? Und denkt dabei: warum ist sie nicht da?

Es geht ihnen ausgezeichnet. Seit sie Soldat sind, hatten sie sich noch nie so wohl gefühlt. „Es ist nur nichts zu rauchen da", meint der Tiroler so nebenhin. Rott gibt ihm ein paar Zigaretten.

Eigentlich hatte er die Schwester wegen Schelkle fragen wollen. Nun fragt er Liebel.

„Tot."

„Nicht mehr aufgewacht?"

„Nein, Herr Hauptmann."

Jetzt weiß er, warum sie nicht da ist.

„Die Schwester ist wohl bei ihm?"

„Jawohl, Herr Hauptmann, sie hat ihn, als er nach der Spritze eingeschlafen war, auf ihr Lager in Hubers Wagen bringen lassen und ich glaube, sie hat dort die ganze Nacht neben ihm gesessen und gewacht."

„Will mal nach ihr sehen."

Liebel gibt es einen kleinen Stich. Es ist, als hätte ihn auch Rott empfunden. Einen Augenblick zögert er, ob er den sterblich verliebten „Doktor" nicht mitnehmen soll, aber diesmal ist es wohl besser, mit der Schwester allein zu sein. Er gibt sich dabei keine Rechenschaft darüber, ob ihn wirklich nur der sachliche Grund dazu treibt. Entschlossen geht er auf Hubers Salonwagen zu.

„Sind Sie da, Schwester?" fragt er kurz, „kann man hineinkommen?" und steigt, ohne eine Antwort abzuwarten, hinauf, schlägt die Plane hoch. Erika sitzt auf dem kleinen Hocker vor dem schmalen Lager. Schelkle liegt darauf. Sein Gesicht und seine Hände haben die wächserne Totenfarbe, aber seine Züge haben den gemütsbewegten Frieden der Abschiedsstunde bewahrt.

Rott legt ihm still die Hand auf die Stirne. Sie ist kalt und gefühllos wie Stein. Er sucht das Auge des Mädchens. Es will ihm ausweichen, aber er gibt nicht nach.

„Warum leiden Sie, Schwester?"

Nun sie sein Blick festhält, bricht sie in Tränen aus.

„Das kommt davon, wenn man die ganze Nacht neben einem Toten sich unnötig den Kopf zerbricht", sagt er ruhig und läßt sie ungestört eine Weile weinen. Dann nimmt er die Hand von der Stirne des Toten.

„Sie sollten glücklich sein, Schwester, wie ich es bin, daß wir ihm das Sterben so leicht und so schön machen konnten."

Unter Tränen sieht sie zu ihm auf. Einen Augenblick streicht er mit der Hand über ihr Haar. Fast unmerklich, nur einen Herzschlag lang.

„Ich wollte, Erika, ich könnte einmal so selig erlöst einschlafen."

Er will sich umwenden, will sie verlassen, nun aber hält ihn ihr Auge fest. Eine stumme Bitte sieht ihn daraus an. Die Bitte eines Kindes um Schutz und Halt, um Zuflucht für die bedrängte Seele. Und noch etwas mehr — vielleicht aus diesem Bedrängtsein, aus ihrem Schutzbedürfnis heraus: das leise Zittern des Weibes vor dem Manne ... nach dem Manne.

Tabu — tabu klingt es unhörbar für sie in ihm und er befiehlt seinen heißen Augen, sich von dem lieben Gesicht zu lösen, wendet sich ab.

„Ich werde Schelkle holen lassen. Dann legen Sie sich hin und schlafen. Nachher wird alles gut sein."

Er klettert schon hinaus. Da fühlt er ihre Lippen auf seiner Hand, heiß und feucht von ihren Tränen. Es reißt ihn herum und er küßt sie jäh auf diesen heißen, tränenfeuchten Mund. Dann flankt er hinunter.

Minutenlang taumelt sein Herz wie in einem Rausch, als er durch das Wäldchen wieder auf die Prärie hinausstapft. Dann ist plötzlich das Wörtchen wieder da. Tabu, tabu. Ohne Ende klopft sein Herz dieses Wörtchen, schreit ihm ins Gesicht: Du hast deinen eigenen Befehl verletzt, hast deine Kompanie verraten! — — —

Jetzt sind alle Pferde an der Arbeit und sie schreitet rasch voran. In den Kadaverwällen sind schon große Lücken. Auf hundert Meter Entfernung ist das Schußfeld bereits wieder frei.

Rott schlendert ostwärts bis an den Rand des Sumpfes, da und dort einen Ratschlag erteilend, einen Kniff zeigend, da und dort mit anfassend. Eben kommt Glückstern. Er zieht zwei tote Artgenossen hinter sich her, geht aber so unbekümmert, wippt so stolz mit dem Kopfe auf und ab, als ginge er unter dem Schenkeldruck des edelsten Reiters.

„Glückstern... Glückstern", sagt Rott leise, dankbar, daß er zu dem Tier zärtlich sein darf.

Rott läßt für Scheitmacher und Schelkle das Grab schaufeln. Vor dem Essenfassen treten sie an, so wie beim ersten Male, im Stahlhelm. Sie legen die beiden Toten auf den Grund aus Tannenreis, bedecken sie mit Tannenreis. Schelkle haben sie das Bildchen seiner Frau mit den beiden Jungen zwischen die Uniformknöpfe gesteckt. Rott kommt. Sie stehen still. Gedämpft meldet der Feldwebel. Rott legt die Hand an den Stahlhelm. „Wir wollen das Lied singen: Ich hatt' einen Kameraden."

Sie singen es halblaut mit dem Refrain nach Soldatenart: „Gloria, Gloria, Gloria Viktoria... ja mit Herz und Hand für's Vaterland... und die Vöglein im Walde, die singen gar so wunderwunderschön... in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn..."

Dann schaufeln sie das Grab zu. Reihum. Rott ist der erste. Zum Schluß kommt die Schwester. Sie hat einen riesigen Kranz geflochten aus Tannenzweigen, den sie kaum tragen kann. Sie legt ihn am Kopfende auf das Grab. Dann richtet sie sich hoch. In ihr Gesicht ist ein neuer Zug gekommen: irgend eine helle Kraft.

Sie stellen das Kreuz auf, an dem die Stahlhelme hängen. Pfeffer sagt leise zu Salz: „Wenn man nicht alle Hände voll zu tun hätte, könnte man vor lauter Gefühlen einen Moralischen bekommen." Es klingt widersinnig und ist doch wahr. Auch Salz empfindet es so. Vielleicht haben sie eine neue Entdeckung gemacht: daß man auch vom zu vielen Empfinden einen Katzenjammer bekommt wie von zu viel Alkohol. Komisch.

Man müßte jetzt was zum Schießen, zum Draufgehn haben! Muß eben die Arbeit helfen!

Vielleicht geht es auch den andern so. Das läßt sich nicht feststellen, weil Männer, auch in einer Gemeinschaft, wie sie die Kompanie darstellt, einander nicht täglich und stündlich Seelenbeichten ablegen. Jedenfalls haben alle, als sie nach kurzer Essenpause wieder in die Hände spucken, den Eindruck, daß die Kompanie noch keinen Arbeitsdienst mit einem solchen Eifer und solcher Ausdauer gemacht hat, wie diesen.

Der Rand des Sumpfes nach Nordosten hin wird ein gewaltiger Friedhof für Mensch und Tier. Am späten Nachmittag sind sie fertig mit allem, was zwischen ihrer Stellung und den Vorwäldchen gelegen, aber sie haben auch keinen trockenen Faden mehr am Leib. Rott hatte ursprünglich noch mit dem Floßbau beginnen lassen wollen, denn der Gedanke, sich durch die Tümpel und Wasserläufe durchzusuchen, ließ ihn nicht mehr los. Wenn sie im Sumpfgebiet selbst eine Zuflucht fanden — dort würde sie niemand vermuten. Auf jeden Fall wurden die Wassertransportmittel für die Kompanie hergestellt. Auch die gesamte Ausrüstung und die Pferde würden geflößt werden können, nur die Wagen mußten zurückbleiben. Hatte man dann die Arbeit umsonst gemacht, war das höchstens ärgerlich, aber kein Unheil, wie es über sie hereinzubrechen droht, wenn der Gegner erst wieder anrennt, schließlich nur noch der Ausweg in den Sumpf übrig bliebe, aber keine Zeit mehr zum Floßbau sein wird. Im übrigen ist es, wenn man sich's näher überlegt, vollkommen gleichgültig, womit man sich die Zeit vertreibt, ob mit Kadaver-Beseitigen, Waffen- und Uniformreinigen oder Floßbau. Alles ist besser als Nichtstun.

Aber heute läßt er mit der Zimmerei doch nicht mehr beginnen. Seine pudelnasen Männer werden ihm krank, wenn sie sich nicht vor der Nachtruhe gründlich trocknen können. Heißer Tee ist bereit und ein Kommando hat schon mit zauberhafter Kunstfertigkeit aus den Resten des trockenen und viel nassem Holz im Gemeinschaftszelt wieder Feuer um Feuer entfacht. So ist es nicht nötig, zu warten, bis die Klamotten am nässeschauernden Leibe getrocknet sind. Man zieht sich aus bis auf die Haut, vollführt Indianertänze um die grausam rauchenden Scheiterhaufen und reibt sich gegenseitig trocken, wickelt sich in Russenmäntel, die ja in Bergen herumliegen und macht aus der Unterkunft mit den gerissensten Behelfsmitteln einen undurchdringlichen Trockenboden. Im Handumdrehen stinken Wäsche, Strümpfe und Uniformen und die Kerle selber vom Kopf bis zur Zehe nach Rauch, aber man ist trocken und die Sachen schicken sich an, es auch zu werden. Im übrigen ist Rauch ein verhältnismäßig ästhetischer Geruch — und ärgert die Läuse.

Schwester Erika hatte sich nach einem unvorsichtigen Blick in dieses groteske Treiben halbnackter Irrer für den Rest des Tages erschrocken

zu ihren beiden Pfleglingen zurückgezogen. Am liebsten wäre sie zwar in ihre eigene kleine Behausung verschwunden, aber dieser Junge mit den sentimentalen Augen und der immer frohgemute, vollbärtige Tiroler waren so dankbar für jede Minute ihrer Gegenwart. Peter sieht sie den ganzen Tag schon an, als hätte er etwas auf dem Herzen. Sie fürchtet dieses schwebende Bekenntnis ein wenig, gibt sich den Anschein, als hätte sie keine Ahnung davon, daß er sich nur mit Mühe den Mund verschloß. Als es aber dann Nacht wird und sie die Kerze in der kleinen Laterne anzündet, fühlt sie, wie er seine Hand in die ihre schiebt und ihr etwas hineindrückt — ein klein zusammengefaltetes Blatt Papier.

Auch noch schriftlich, denkt sie, wie ein richtiger kleiner Junge! Erst will sie es wegstrecken, aber vielleicht ist es besser, sie heilt ihn gleich von seinem Übel, entfaltet das Blatt entschlossen und hält es ans Licht.

O Gott — Verse!

Der Sanitäter starrt sie an, wo er ihr begegnet, als wollte er sie hypnotisieren — und der Kleine ist aus Liebe sogar unter die Dichter gegangen. Das ist sicher noch schlimmer. Aber während sie liest, weicht der ebenso entschiedene wie heitere Widerstand aus ihren Zügen, sie werden ernst, sie werden weich und gütig. „Peterle", sagt sie nur leise, setzt sich neben ihn und streichelt seine Hand. Aus glücklichen Augen strahlt er sie an. Er braucht nicht zu fragen und sie braucht es nicht zu sagen, er sieht, daß es ihr gefallen hat.

Sie sinnt über das merkwürdige Leben, über das merkwürdige Geschöpf Mensch nach. Da ist einer, ein kleiner Soldat, mitten im Feind und im Grunde genommen doch ohne große Aussicht, glücklich davonzukommen, selbst wenn das mit dem Lungenschuß, bei dem es ja auch immer noch zu Komplikationen kommen kann, gut ausgeht — war gestern am Morgen noch verzagt und verbittert, verzweifelt über sein Schicksal und am Abend macht er solche Verse!

Sie liest sie noch einmal . . .

Muß denn immer Sonne scheinen?
Weißt du nicht, wie schön es ist,
wenn der große Himmel seinen
tiefen dunklen Schmerz vergießt?

Muß denn immer alles lachen?
Weißt du nicht, wie schön es ist,
wenn mit seinem Sturmentfachen
Gott die Wolkenfahnen hißt?

Muß es immer Freude geben?
Weißt du nicht, wie schön es ist,
wenn das wunderbare Leben
mit dem Maß des Todes mißt?

Und darunter steht mit steifer Jungenschrift: „Kriegsfreiwilliger Peter Fint seinem geliebten Hauptmann." Ja, anders kann er es nicht sagen: er liebt ihn.

„Verstehen Sie das, Schwester?"

Sie nickt.

„Meinen Sie, daß ich's ihm geben darf?"

„Ja, Peter, er wird sich sehr freuen."

„Lieben Sie ihn auch?"

Der kleine Soldat Fint erhält diesmal keine Antwort. Hat sie seine Frage nicht gehört? Sie beugt sich zu Hollacher hinüber: „Sie haben gestern so schöne Jodlerlieder gesungen. Ich möchte das eine gerne noch einmal hören. Wollen Sie mir die Freude machen?"

Er weiß, welches sie meint. Leise singt er es. Zwar fehlt Hubers Ziehharmonika, aber es findet auch ohne Begleitung wieder in ihr Herz.

VIERZEHNTES KAPITEL

In der Nacht geht der Regen völlig in Schnee über, schmilzt aber in der Nässe, die den Boden bedeckt, hört dann ganz auf. Die Luft wird kalt. Die dunklen Wolkenballen ziehen sich am Morgen zu einem lichtlosen Grau über den ganzen Himmel. Auf dem Sumpf, auf der Prärie stehen Nebelseen. Die Walderde zwischen den Bäumen raucht.

Es ist schauerlich unfreundlich, aber die Haut ist wieder trocken, auch das Zeug so ziemlich, und von oben wenigstens wird man vorläufig nicht mehr naß.

Sie stürzen sich in die Arbeit. Der Südrand des Halbmondwäldchens verwandelt sich in einen Floßbauplatz. An Holz ist kein Mangel. Von Stürmen oder Schneelast gebrochene Stämme liegen genug herum. Sie suchen die in Stärke und Länge, richtiger gesagt, Kürze, geeignetsten aus. Was sie sonst noch brauchen, schlagen sie sich. Sie tragen es um das Biwak herum selbst zusammen, holen es mit Gespannen aus den Vorwäldchen und vom Schwarzwald herüber. Zimmermannswerkzeug ist wenig da, aber es braucht auch nur das Gröbste an den Stämmen und Stämmchen bearbeitet werden. Zwei Längsbalken, zwei kurze Querbalken, aus dünnen Stangen ein Fußboden darüber, als Bindematerial dienen die Tausende von Lederriemen, Steigbügeln, Riemen, Zügeln und Sattelgurten des vernichteten Reiterregiments. Auf den Floßböden häufen sie schuhtief leichtes Gezweig, so tauchen sie selbst mit den Schuhsohlen nicht mehr ins Wasser. Acht bis zehn Mann samt Gepäck oder ein Pferd mit Begleiter trägt so ein Floß. Schwierig wird es nur sein, die Pferde auf die schwankenden Fahrzeuge zu bringen und dort ruhig in der Mitte zu halten. Sie machen mit den ersten fertigen Flößen einige Versuche, schon um die Tragfähigkeit auf die praktische Probe zu stellen. Bei einigen Pferden geht es leicht und die Tiere benehmen sich bewundernswert verständig, andere widersetzen sich hartnäckig und mehr als eines kippt sofort wieder mit dem Floß, springt, gleitet, fällt spritzend ins Wasser, wo es mit vereinten Kräften schleunigst wieder herausgezogen werden muß, um nicht erst im sumpfigen Grund stecken zu bleiben.

Die Fahrer geben nicht nach, schweißgebadet trotz der Null-Grad-Temperatur üben sie unverdrossen mit den störrischen und nervösen Tieren, führen ihnen immer wieder das gute Beispiel der Vernünftigen vor, und als es Abend wird, benimmt sich auch der ängstlichste und ungeschickteste Gaul einigermaßen erträglich. Mit Glückstern hat es Rott selbst einstudiert. Es ging verhältnismäßig rasch und gut, wenn er auch manchmal offenbar nahe daran war, nach Leuten zu schlagen, die sich zu nahe hinter ihm zu schaffen machten. Trotzdem fiel nicht ein einziges Mal das Wörtchen Saubock.

Unermüdlich und mit Feuereifer ist die Kompanie bei der Sache. Kaum, daß sie sich ordentlich Zeit ließen zum Essen. Alle sind bei bester Stimmung, unternehmungslustig. Bei diesem Hauptmann rührt sich was, er ließ einem schon keine Muße zum Trübsal blasen oder Grillen fangen. Sie bauen und bauen Flöße. Immer geschickter, immer rascher, immer besser. Steuer bringen sie an, stecken eine Art Geländer aus kurzen, starken Ästen um den Floßrand, damit nicht gleich bei jeder Neigung Ausrüstungsgegenstände ins Wasser rutschen können und verloren gehen. Lange Stangen versehen sie am einen Ende mit einer Art Teller aus dichtem Zweiggeflecht, damit man sich auch vom weichen Sumpfgrund abdrükken kann. Kurze, einfache aber brauchbare Ruder basteln sie, errichten Masten. Vielleicht bekommen wir günstigen Wind, meinen sie, dann können wir Zeltbahnen als Segel benützen. Warum sich selbst mühen, wenn das jemand anders besorgen kann! Faul muß man sein, als Soldat, wenn's geht. Und sie arbeiten, als ginge es um einen hochbezahlten Leistungsrekord. Erst die sinkende Nacht zwingt sie aufzuhören.

Erkundungstrupp eins war schon gegen Mittag zurückgekommen. Unter Überquerung der Sumpfniederung mit einer ganzen Reihe schmaler Wasserläufe — sie hatten dabei weit nördlich um das vorspringende Moor ausweichen müssen, bis nahe an das Dorf heran — waren sie schließlich bis zum Fluß gekommen. Der hätte jedoch nur mit Boot oder Floß überquert werden können. Vor dem Fluß nach Süden abzubiegen, war ganz unmöglich, jenseits des Flusses aber lief auf dem erhöhten Ufer vor dem unabsehbaren Hochwald her ein breiter Weg, auf dem einiger Verkehr herrschte, in der Hauptsache Bauern, aber auch Militär. In dieser Richtung war also nichts zu wollen.

Als die Kompanie schon bei Brot, Butter, kaltem Pferdefleisch und Tee im Zelt sitzt, kommen kurz hintereinander die beiden Floßtrupps an. Der nach Süden hatte bald immer mehr ostwärts ausweichen müssen, da in der befohlenen Richtung nur kurze Zeit Fahrmöglichkeit bestand. Sie waren häufig festgesessen, hatten unter übermenschlichen Anstrengungen, vielfach in der größten Gefahr, im Sumpfgrund stecken zu bleiben und zu versinken, immer wieder regelrecht um ihr Leben kämpfend, nach stundenlangem Mühen endlich wieder tieferen Wasserstand gefunden und dann in einem zusammenhängenden System von Tümpeln und Gräben einen breiteren Wasserlauf erreicht, dessen leichte Strömung sie südostwärts leitete und gerade noch vor Einbruch der Nacht in einen ausgedehnten Moorsee trug, der zwar, voll Schilf und Buschwerk, wie eine Wiese aussah, aber zahlreiche wirrgewundene Wassersträßlein hatte, die breit genug waren für das Floß. Und das Wichtigste: es gab mehrere größere, baumbestandene Inseln. Dort stießen sie auch auf die Kameraden vom zweiten Floß. Sie waren schon am Mittag dagewesen. Sie erkundeten noch, daß der Moorsee nach Osten und Süden in dichtbewachsene Sumpfdschungel überging, die vollkommen unpassierbar schien bis auf einen etwas breiteren Wasserlauf, der fast genau ostwärts aus dem See herausführte. Eigentlich, der Strömung nach, führte er herein.

„Wie groß ist jener Moorsee?"

„Vier bis fünf Quadratkilometer."

„Und die größte Insel?"

„Etwa so groß wie das Halbmondwäldchen. Am Rande ist sie zwar flach und sumpfig, von Weidengesprüpp, gewaltigen alten Weiden, Birken und Erlen so dicht bestanden, daß die Wipfel, selbst jetzt noch, völlig entlaubt, fast überall ein dichtes Dachgeflecht bilden. Nach innen steigt der Inselboden etwa bis zu zwei Meter über dem Moorseespiegel an, trägt stattliche Bäume, auch Tannen und Föhren."

„Kommen wir auch mit unseren größeren Flößen bis zum Moorsee durch?"

Sie meinen, es werde an manchen Stellen schwierig sein, vor allem anfänglich. Man werde vielleicht da und dort die Flöße über Sumpfbrücken schaffen müssen, wenn man aber dicht lange Zweige und Stangen lege, werde man es schon zuwege bringen, ohne zu versinken. Auf jeden Fall müssen die Kundschafterflöße voraus um noch einmal den günstigsten Weg zu suchen und gleich einen Teil des Dammbaumaterials für etwaigen kurzstreckigen Landtransport mitführen. Kurze, nur zu enge Stellen der Wasserwege konnte man auch mit Spaten ziemlich schnell verbreitern. Auf dem vordersten der Normalflöße, die man eben der Pferde wegen nicht kleiner hatte bauen können, mußte demgemäß noch ein besonderer Kanalerweiterungstrupp stationiert werden.

Der ganze Reiseplan wird genau durchgesprochen. Jeder Mann ist im Bilde über die Schwierigkeiten und wie sie zu überwinden sind. Am Morgen soll der dritte Zug mit dem Transport beginnen. Ist alles gut gegangen, kommen die dann schon praktisch erfahrenen Spezialisten zurück, um nach und nach die anderen Teile der Kompanie zu holen. Sie konnten sicher schon umkehren, wenn der hindernisfreie Wasserlauf erreicht war, denn durch den Moorsee selbst dürfte es, trotz seinem dichten Schilfbestand, kein eigentliches Hindernis mehr geben. So würde es wohl möglich sein, noch am Mittag die Pferde und die Bagage in Marsch zu setzen. Von der Feldküche konnten — zum größten Leidwesen der Köche — natürlich nur die Kessel mitgenommen werden. Sie würden sich an Ort und Stelle einen Herd für sie bauen müssen.

Die Feldwache Turra meldet sich zurück. Sie war am Abend abgelöst worden. Wolfshungrig hauen sie in das Essen ein und lassen sich dabei vom Kompanieabend erzählen. Sie hören mit frohen Augen zu, lassen sich alle Einzelheiten schildern. Auch für die Floßfahrt sind sie Feuer und Flamme. Nur der Fähnrich verzieht keine Miene.

„Da samma etza nimma Heer, etza samma Marüne", sagt Ruppel wichtig.

„Was heißt da schon Marine", spöttelt Turra, „Sumpfbiber! — Sicher müssen wir auch noch lernen, die Bäume abzunagen!"

Pfeffer will ihn ärgern. „Navigare necesse est, Herr Fähnrich", sagt er, „oder sind Sie wasserscheu?"

„Sie glauben doch nicht, Gefreiter, daß Sie mir mit Ihrem Latein imponieren können! Wenn mich nicht alles täuscht, werden Sie damit ebenso rasch zu Ende sein wie der Herr Hauptmann Rott mit dem seinen."

Sichstich bekommt einen roten Kopf. „Turra", sagt er langsam, und man sieht ihm an, daß er sich jedes Wort abringen muß: „Ich bin dir bisher ein guter Kamerad gewesen, wenn du es aber nicht endlich aufgibst, völlig grundlos gegen den Chef zu hadern, bitte ich ihn, mich in einen anderen Zug zu versetzen."

Turra kneift die Augen ein wenig zusammen, forscht eine Weile schweigend in Sichstichs Gesicht. Als der seinem immer verächtlicher werdenden Blick mit ruhiger Entschiedenheit standhält, schnarrt er von oben herunter: „Das kannst du gleich tun — ich bitte dich sogar darum . . . Hat dich wohl gestern auch besoffen gemacht mit Grog und schönen Redensarten!" Steht auf und geht hinaus.

Inwendig ist er aber keineswegs so forsch beieinander. Mit Gewalt verschließt er sich der Einsicht, daß er im Unrecht ist, schiebt die Schuld wider besseres Wissen auf Rott, schürt sinnlos seinen Grimm gegen ihn. Zwischen alte Kameraden drängt er sich, dieser ekelhafte Zivilist. Hält eine Rede wie in einer Volksversammlung und läßt sich Beifall grölen — ein Ding der Unmöglichkeit! Nun, er hat ja Beziehungen zu höheren Stellen. Er wird mal auf diesen merkwürdigen Offizierstyp aufmerksam machen. Im übrigen wird er sich jetzt etwas intensiver um die Schwester kümmern. Ein fabelhaftes Weib . . . schade, daß sie sich so unzugänglich gibt! Na, wahrscheinlich doch nur Schein. Steter Tropfen höhlt den Stein.

Er schlendert zum Krankenwagen. Ja, da sitzt sie. Sie hat mit ihren beiden Pfleglingen eben gegessen und räumt Besteck und Kochgeschirr fort.

„Guten Abend, Schwester Erika", begrüßt er sie mit einer gemacht vertraulichen Kopfbewegung. Fint und Hollacher ruft er zu: „Euch geht's ja gut, wie man sieht!"

„Jawohl, Herr Fähnrich!"

Ob das wirklich ein wenig wie Triumph klingt oder ob er das nur hineinlegt? Man könnte diesen Burschen wirklich neidisch werden.

„Bei solcher Pflegerin ist das Kranksein ja auch das reinste Vergnügen. Da möchte man am liebsten mit euch tauschen."

Er sieht erwartungsvoll zur Schwester hin, aber sie sagt nur, zu ihren Pfleglingen gewandt: „Ich werde geschwind das Geschirr sauber machen", und steigt hinaus.

Turra will ihr rasch behilflich sein. Sie dankt: „Nicht nötig, Herr von Turra", und geht rückwärts das Treppchen hinunter, das da irgend jemand — niemand weiß, wer — heimlich gezimmert und über Nacht angebracht hat, genau wie an ihrem Schlafwagen.

„Kann ich Ihnen die kleine Arbeit nicht abnehmen?" fragt er, um einen Grund zu haben, ihr zu folgen.

„Aber Herr Fähnrich!" Ganz entrüstet klingt das. „Sie werden doch kein Geschirr spülen!"

„Warum denn nicht? Für Sie, Erika, würde ich alles tun."

„Sehr schmeichelhaft, aber Schwester Erika, bitte."

Turra denkt: So komme ich nicht weiter. Er verzieht spöttisch den Mund.

„Warum sind Sie denn so lächerlich unnahbar?"

Sein Ton klingt halb wie eine überlegene Rüge, halb, als nähme er diese Unnahbarkeit keineswegs ernst, und er legt ihr auch in scherzhaft sein sollender Art — in Wirklichkeit aber vorsichtig probeweise — den Arm um die Hüften. Mit einer raschen Bewegung schüttelt sie ihn ab, sich voll ihm zuwendend: „Lassen Sie das! Ich möchte es mir nicht noch einmal verbitten müssen!"

Ihre Augen blitzen so zornig, daß er es sogar im Dunkeln sieht; aber er fühlt doch, daß sie ihrer selbst nicht ganz sicher ist. Er bezieht diese Unsicherheit natürlich nicht auf die Szene mit Rott, an die sie eben denken muß, da er ja keine Kenntnis von ihr hat, sondern auf die Tatsache, daß sie trotz allem eine Schwäche für ihn habe, war er doch bisher auch noch nie auf ernstliche Abwehr gestoßen, galt nicht umsonst allgemein bei den Kameraden als erklärter Liebling der Frauen. So lächelt er sie nur einen Augenblick spöttisch an, stößt zwischen den Zähnen hervor: „Der Soldat muß die Stunde nützen, er weiß nie, ob sie wiederkehrt —" und preßt sie eisern an seinen Leib, ihre Lippen suchend, ihr ganzes Gesicht, den Hals, den Stoff über den federnden Brüsten mit Küssen bedeckend.

Sekundenlang ist sie wie gelähmt, halb erstickt. Sie stößt einen Laut ohnmächtigen Zornes aus, der so drohend wirkt, daß er unwillkürlich seinen Griff lockert, und nun reißt sie sich los und schlägt ihm wortlos ins Gesicht, läuft die paar Schritte zum Krankenwagen zurück.

Mit zusammengekniffenen Lippen starrt ihr Turra nach. Leise tritt einer aus dem Dunkel auf ihn zu. Es ist Liebel. Ganz dicht stellt er sich vor ihn und starrt ihm ins Gesicht, ohne ein Wort zu sagen.

Turra steigt das Blut in den Kopf. Vielleicht kommt das noch von der Ohrfeige. „Was spionieren Sie hier herum?" schreit er Liebel an.

„Darf ich den Herrn Fähnrich darauf aufmerksam machen: Schwester Erika ist tabu."

„Was fällt Ihnen ein! Kümmern Sie sich gefälligst nicht um meine Privatangelegenheiten!"

„Kompaniebefehl, Herr Fähnrich."

„Lächerlich!"

„Das müssen Sie mit dem Herrn Hauptmann ausmachen."

Turra geht in das Zelt zurück. „Ist das wahr?" fragt er Sichstich.

„Natürlich — geht auch völlig in Ordnung."

„Also reserviert — aber es wird ihm nichts nützen!" Er lacht giftig. „Kann mir nicht denken, daß sie sich, nur weil er Hauptmannsachselstücke trägt, etwas aus diesem besseren älteren Herrn mit den grauen Schläfen machen sollte!"

Sichstich und Ruppel kehren ihm ohne Antwort den Rücken.

„Schön! Haltet nur zu ihm! Laßt's euch ruhig von ihm verbieten! Euch geht ja nichts verloren — ihr bekommt sie sowieso nicht! Aber ich bekomme sie und vor ihm! Darauf gebe ich euch mein Ehrenwort."

Sichstich hat ihn zurückhalten wollen. Zu spät — das verhängnisvolle Wörtchen ist schon gefallen und Turra geht mit Schritten davon, als wollte er alles in Grund und Boden stampfen.

Sichstich und Ruppel sehen sich an. „Was nun?" fragt Sichstich ratlos.

„Möld'n", erklärt Ruppel kurz.

„Nein, das tun wir nicht", entscheidet Sichstich nach kurzem Nachdenken.

„Naa? Warum nacha net?"

„Das wäre — ich weiß nicht — es widerstrebt mir eben."

„Aber was dann? Glaubst ös, daß as höit, sein Ehrenwort?"

„Sicher. Wenn es ihm nicht durch höhere Gewalt unmöglich gemacht wird."

„Na also, sigst ös! Diese höhere Gewalt is doch da Hauptmann!"

„Nein, wir müssen selbst handeln."

„Wie nacha? Kaschtrürn?"

„Mach keine Witze! Nein — wir werden die Schwester bewachen."

„Mir gangst! Mei Nachtruah opfern!"

„Wir können ja noch ein paar ins Vertrauen ziehen, den Liebel zum Beispiel."

„Jessas, dös wär da Bock zum Gärtna gmacht!"

„Sei nicht so blöd. Sepp — der wird sie hüten wie seinen Augapfel, ohne sie mit einem Finger anzurühren."

Sie gehen zu Liebel. Das Unternehmen ist illusorisch geworden. Die Schwester hat sich beim Hauptmann schon die Erlaubnis geholt, im Krankenwagen ihr Lager mit aufschlagen zu dürfen. Er, Liebel, sei dafür ausquartiert worden. Er habe ihr geholfen, sich einzurichten. Sie habe sich schon hingelegt. Grundsätzlich sei er natürlich bereit, in ihre Leibwache — wann hätte dieser Ausdruck eine buchstäblichere Bedeutung gehabt als hier — einzutreten. Je nachdem sie auf der Moorinsel untergebracht wurde, werde man ja sehen, was zu tun sei.

Erika hatte sich wirklich schon zur Ruhe gelegt, aber sie kann nicht einschlafen. Auch die beiden Kranken liegen noch unruhig. Sie waren es nicht gewohnt, eine Frau nachts so nahe neben sich zu haben. Erika hört sie von Zeit zu Zeit flüstern und dazwischen ihren Atem gehen. Es ist finster um sie, ob sie die Augen offen oder geschlossen hält. Und in dieser Nacht sieht sie Rotts Augen vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

MAIER UND DIE GÖTTIN

Es war im letzten Vorkriegssommer 1939. Als sie zum erstenmal auf der Promenade des kleinen Kurortes in den Salzburger Bergen erschien, drehten sich selbst die besterzogenen Männer nach ihr um. Blond war sie, schlank und elegant. Ein Heben ihrer linken Augenbraue ließ Geheimräte verstummen. Ein Wink ihrer ach so schlanken Hand türmte Mauern auf, die unübersteiglich waren. Runzelte sie in Unmut die Stirn, so war es, als ob sich gewitterschwangere Wolken über dem Bade ballten. In Hoheit und ein unbeschreibbares, diskretes Parfüm gehüllt, schritt sie dahin. Unnahbar. Sternenfern. Die Göttin der Hochsaison.

Schritt dahin bis zum 15. d... An diesem Tage nämlich — das Datum ist verläßlich, er hat es selbst mit Rotstift im Taschenkalender angemerkt — erschien Johann Maier. Einfach Johann Maier. Rund, rosig, strotzend vor Unternehmungsgeist, Tatenlust und Optimismus. Kam, sah und handelte.

Zunächst stellte er fest, was alle festgestellt hatten: Blond, schlank, elegant usw. Prima-prima konstatierte er. Alles ff. Tadellos assortierte Person! Dann begann Johann Maier, Strickwaren im Großen, unverzüglich den Angriff auf ganzer Linie vorzutragen. Er dachte gar nicht daran, die kostbare Zeit (volle Pension je Tag RM. 8.— einschließlich aller Abgaben) mit der Abfassung von Sonetten zu vergeuden.

Die Göttin der Saison hob zunächst die linke Augenbraue, dann die rechte, dann beide zugleich — auf der Stirn tobten die Gewitter, und die ach so schlanken Hände türmten Mauern auf —, aber nicht für Johann Maier. Fester schien er gepanzert als in allen seinen bisher im Großen erzeugten Strickwaren. Rund, rosig, strotzend von Optimismus, Tatenlust und Unternehmungsgeist nahm er alle diese Abwehrmaßnahmen einfach nicht wahr. Während Jünglinge seufzten und silbrige Greise gedanken- und leidschwer sich über die Stirne strichen, lächelte Johann Maier nur.

Acht Tage waren um (RM. 64.— notierte J. Maier), als sich wie das berühmte Lauffeuer im Kurort die Kunde verbreitete, S i e mache mit diesem Maier in seinem klapprigen Auto einen Ausflug.

Bei Kilometer 23 sagte J. Maier: „Nett, daß Sie mitfahren!"

Bei Kilometer 30: „Gut sehen Sie aus."

Und endlich bei Kilometer 38: „Ich liebe Sie!"

Beide schwiegen. Felder. Wälder. Rauschende Bäche. Immer höher kletterte der Wagen die Paßstraße empor. Endlich, es war so um Kilometer 42, sprach eine Stimme neben Maier wie zu sich selbst: „Ich könnte nur einen Mann lieben, der ein Held ist. Nur einen Helden...."

Auf der Paßhöhe wendeten sie und fuhren wieder zurück. Immer rascher rollte der Wagen. Auf der Höhe des 42. Kilometers — in beträchtlichem Tempo raste das Vehikel talab — schrie Maier vergnügt: „Sie haben Glück, Beste. Bei den Bremsen stimmt was nicht. Jetzt können Sie an mir nicht nur den Helden, sondern auch den dazugehörigen Heldentod erleben." Und er pfiff lustig vor sich hin...

Der Wagen raste. Der Wagen flog. In den Kurven lag er beinahe nur mehr auf zwei Rädern. Längst war das spöttisch-überlegene Lächeln von den Lippen der Göttin gewichen. Jetzt mußten sie stürzen! Jetzt kam das Ende! Da eine Kurve — sie schlug die Hände vors Gesicht und barg ihr Haupt an J. Maiers männlich-breiter Watteschulter.

„Na also", meinte da Johann Maier befriedigt und setzte behutsam die Bremsen in Tätigkeit. Sie funktionierten tadellos.

H. v. W.

Offene Worte in der Straßenbahn

Eine Episode in der Straßenbahn: Es herrscht arges Gedränge, und so entsteht ein Wortwechsel zwischen zwei weiblichen Fahrgästen. Der einen merkt man an der schlichten Gewandung an, daß sie von der Arbeit kommt, die andere aber ist mit ausgesuchter Eleganz gekleidet. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß ihre Widersacherin in der Hitze der Debatte das Wort „aufgedonnert" gebraucht. Die Elegante, die bisher im korrektesten Hochdeutsch gesprochen hat, wird nun auch „offener".

„Passen Sie auf, meine Liebe", sagt sie, „ich bin von meiner Arbeit vielleicht gerade so müde wie Sie, muß aber gerade wegen meiner Arbeit anders angezogen sein als Sie. Vielleicht kennen Sie mich vom Theater her?" Nun tönt's von allen Seiten: „Das ist ja die . . ." Der Name einer Schauspielerin wird genannt, die jeder kennt und die vielen Tausenden von Theaterbesuchern durch ihre Kunst schon frohe Erlebnisse beschert hat. Die Gegnerin ist sogleich versöhnt und sagt entschuldigend:

„Fräulein, sind Sie mir nicht böse, aber ich habe in Ihnen eine gesehen, der es zu gut geht, die nichts anderes zu tun hat, als sich zu pflegen."

In der Zeit des totalen Kriegseinsatzes gibt es wohl kaum mehr einen Volksgenossen, der ein Nichtstuerleben führt, und seine Zeit damit verbringt, sich zu pflegen und die Langeweile zu vertreiben. Viele sind schon durch ihre beruflichen Verpflichtungen gezwungen, sich so gut als möglich zu kleiden, aber auch jene Volksgenossen, die auf sich etwas halten und nach Beendigung ihrer Arbeit oder am freien Tag ein gutes Gewand anziehen, tun recht daran. Dies gehört zu jenen Kulturbegriffen, die für uns während des Krieges ebenso Geltung haben wie in friedlichen Tagen. Der Soldat, der an der Front alles vermissen mußte, was das Leben schön gestaltet, ist als „Urlauber mit Zivilerlaubnis" glücklich, wenn er bei einem Theaterbesuch in seinem besten Anzug wie „aus dem Schachterl" aussieht. Es könnte geschehen, daß auch er während der Fahrt zum Theater seiner Eleganz wegen von Leuten beneidet wird, die nicht wissen, was Frontdienst heißt und nicht ahnen, daß dieser gutgekleidete junge Herr vielleicht noch vor acht Tagen in einem verschlammten Erdloch Deckung suchte.

Vor kurzem ereignete es sich, daß ein Straßenbahnfahrgast einer Frau gegenüber die Äußerung machte:

„Glauben Sie, weil Sie einen Pelzmantel haben, sind Sie mehr als ich?" Er schwieg beschämt, als die Frau ihm entgegnete: „Um diesen Pelzmantel brauchen Sie mich nicht zu beneiden. Er ist das letzte Geschenk meines Mannes, der im Osten geblieben ist . . ."

L. D.

Humor

„Über eine Stunde habe ich jetzt schon auf Fritz gewartet; vor acht Tagen sagte er noch, daß er für mich bis ans Ende der Welt gehen würde."

„Vielleicht hat er sich inzwischen schon auf den Weg gemacht, liebe Hanna."

*

„Du wolltest mir nie glauben, daß mein kürzlich gestorbener Onkel der größte Geizhals war, der je lebte. Weißt du, was er in seinem Testament bestimmt hat?"

„Nun?"

„Daß das Messingschild von seiner Haustür entfernt und auf seinen Sarg geschraubt werden soll."

*

Der Gastgeber (protzig): „Diese Ananas ist das Köstlichste, was ich Ihnen vorsetzen könnte. Das Stück hat zwölf Mark gekostet. Darf ich Ihnen eine Scheibe davon abschneiden, Herr Philipsburg?"

Der Gast: „Bitte. Etwa für achtzig Pfennig."

*

Christinchen ist vier Jahre alt.

Jüngst besuchten wir ihre Urgroßmutter.

Christinchen ging dreimal um die alte Frau herum.

„Urgroßmutter?" fragte sie dann, „wo wirst du denn aufgezogen?"

*

„Sagen Sie, Fräulein Hastig, wieviel Morphium würden Sie in einem solchen Falle dem Patienten verabreichen?" fragte der Professor die angehende Krankenpflegerin.

„Acht Gramm."

Der Professor setzt ruhig seiner Vortrag fort. Plötzlich springt Fräulein Hastig mit kreidebleichem Gesicht auf und unterbricht ihn: „Oh! Ich meinte ein Achtel Gramm!!"

Mit bedauerndem Kopfschütteln sagt der Professor: „Zu spät! Der Mann ist schon tot!"

*

Dies war das Letzte, was man von dem amerikanischen General in Manila hörte:

„Kämpft wie Helden, Leute, bis ihr eure letzte Patrone verschossen habt, und dann rennt um euer Leben! Ich bin, wie ihr wißt, schlecht zu Fuß und mache mich deshalb jetzt schon auf die Beine."

*

„Da ist ein Mann auf der Straße beraubt worden, während fünfzig Schritt davon entfernt ein Schutzmann stand; ich verstehe nicht, warum der Mann nicht um Hilfe gerufen hat!"

„Wird ihm nichts genützt haben; wie ich hörte, handelt es sich bei dem Überfallenen um den berühmten Flüsterbariton Knulp."

*

Kikki war keck. Er warf dem fremden schönen Mädchen eine Kußhand zu.

Das fremde schöne Mädchen, empört: „Faulpelz!"

*

„Wenn man die Mädchen von heute so betrachtet, dann muß man doch sagen, daß sie nicht mehr dasselbe sind wie vor zwanzig Jahren."

„Sie haben recht, sie sind bis zu zehn Jahren älter."

*

Aufgeregt kommt der Dicke auf den Fußballplatz.

„Nun, wie steht das Spiel?"

„Null zu Null, Herr."

„Gott sei Dank, dann habe ich ja noch nichts versäumt."

*

„Und wissen Sie auch, gnädige Frau, daß Ihr Mann mir vor dreißig Jahren recht aufdringlich den Hof gemacht hat?"

„Ich weiß es, es gehört zu seinen schönsten Jugenderinnerungen."

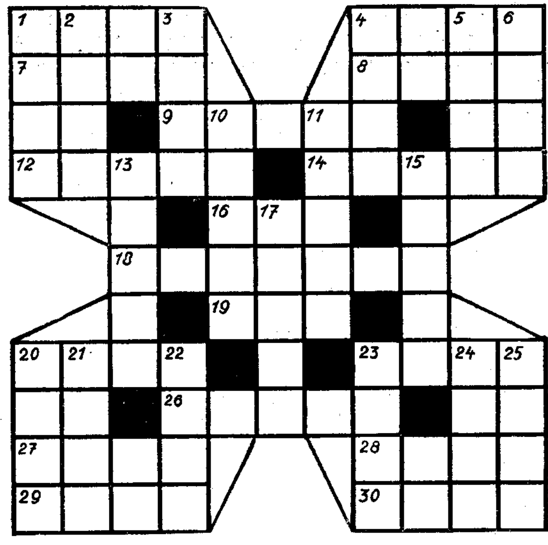
*

„Ihr habt mir beide versprochen, ihr würdet eure Apfelsine nicht vor Tisch essen. Und nun habt ihr es doch getan!"

„Nein, Mutti! Karl hat meine gegessen und ich seine."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. europäische Hauptstadt, 4. Handelsgegenstand, 7. Fläche, 8. weiblicher Vorname, 9. Fisch, 12. Körperorgan, 14. geographischer Begriff, 16. Gedicht, 18. Bezeichnung für einen übersandten Wechsel, 19. römischer Gruß, 20. Wehrmachtteil, 23. weiblicher Vorname, 26. männlicher Vorname, 27. Brauch, 28. griechischer Buchstabe, 29. Gewebe, 30. großer Raum. Senkrecht: 1. Spielzeug, 2. Baum, 3. Teil des Rades, 4. deutsche Stadt, 5. Ansprache, 6. Haustier, 10. Wohlgeruch, 11. schmales Fältchen, 13. Schiff, 15. Mineral, 17. unterwürfig, 20. Gebäude, 21. Gestalt aus „Lohengrin", 22. Ruhepause, 23. Gewürz, 24. Rechnung, 25. Benzingemisch.

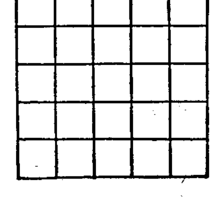
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — am — ba — do — do — do — du — du — dy — el — el — fal — ga — ge — go — ha — hel — i — ki — lan — land — land — lie — mas — me — mu — na — na — na — nacht — nan — nan — on — phi — ra — rai — sa — sa — sow — stie — ter — tes — thyst — try — tzow — wa — witz — werden 17 Wörter gebildet, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von Fichte ergeben. st = 1 Buchstabe.

1. Deutsche Insel, 2. sagenhafter König von Theben, 3. Stadt in Japan, 4. französischer Schriftsteller, 5. Mittelmeerinsel, 6. dänische Insel, 7. Schmetterling, 8. Insel im Großen Ozean, 9. sowjetische Stadt am Don, 10. Straußvogel, 11. Industrieort in der Steiermark, 12. sagenhaftes Goldland, 13. Ort auf Rügen, 14. Stadt in Frankreich, 15. Herrscherhaus, 16. Halbedelstein, 17. japanischer Kriegsadel.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: e e e e e e g i i l l n n o o o r r r r s s t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. deutsches Land, 2. Nebenfluß der Rhone, 3. Niederschlag, 4. griechische Sagengestalt, 5. Tonk.: langsam.

Zahlenrätsel

1 8 3 1 2 9 4 10	sowjetischer Hafen am Eismeer
2 4 11 3 12 7 12 13 6 5	Sterndeutung
3 5 15 11 6 7	Kriechtier
4 11 2 7 2 10 11 6 11	Tropfsteingebilde
5 15 6 14 5 1 6 5	Seuche
6 4 5 13 3 6 1	Tierfabelname
7 2 16 3 2 14 12 3	nordamer. Halbinsel
7 8 13 2 9 12	Schweizer Kurort
5 1 16 7 5 1	Sinnbild, Abzeichen

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Bern, 4. Ware, 7. Area, 8. Ines, 9. Barbe, 12. Leber, 14. Insel, 16. Ode, 18. Rimesse, 19. Ave, 20. Heer, 23. Anna, 26. Anton, 27. Usus, 28. Iota, 29. Samt, 30. Saal. Senkrecht: 1. Ball, 2. Erle, 3. Nabe, 4. Wien, 5. Rede, 6. Esel, 10. Aroma, 11. Biese, 13. Barke, 15. Stein, 17. devot, 20. Haus, 21. Elsa, 22. Rast, 23. Anis, 24. Nota, 25. Aral. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Helgoland, 2. Amphitryon, 3. Nagasaki, 4. Dumas, 5. Elba, 6. Langeland, 7. Nachtfalter, 8. Hawai. 9. Asow, 10. Nandu, 11. Donawitz, 12. Eldorado, 13. Lietzow, 14. Nantes, 15. Dynastie, 16. Amethyst, 17. Samurai. „Handeln! Handeln! Das ist es, wozu wir da sind!" Fichte. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Trol, 2. Isere, 3. Regen, 4. Orest, 5 lento. ✱ **Zahlenrätsel:** Murmansk, Astrologie, Reptil, Stalaktit, Epidemie, Isegrim, Labrador, Lugano, Emblem. „Marseille."

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Dreizüger von Schütze Richard Köncke (Nienburg).

Weiß: Kg7, Dc3, Lf5, Bd3, f4 (5). Schwarz: Kd5 (1).

Lösung:

1. Ld7, Kd6; 2. Lb5, Ke7; 3. Df6‡ usw.

Aus einem Front-Fernturnier.

Weiß: Soldat Krebs. Schwarz: Soldat Faßnacht.

1. e4, e5; 2. Sf3, d5; 3. e×d5, e4; 4. De2, f5 (Verstärkung des Gambitprinzips und Öffnung der f-Linie!); 5. d3, Le7 (Um schnelle Figurenentwicklung zu erreichen, opfert er noch den 2. Bauern!); 6. d×e4, f×e4; 7. D×e4, Sf6; 8. Da4+, Sbd7; 9. c4, 0—0; 10. Le3, Sg4; 11. Ld4, c5!; 12. d×c6 i. V., Sb6!; 13. Db3? (L×b6!), T×f3!; 14. g×f3, D×d4; 15. f×g4, Lc5. Weiß gibt auf, denn nach 16. Dc2 folgt L×g4 und auf 16. De3 kommt D×b2 und Weiß steht hoffnungslos. Eine gute schwarze Spielführung im Sinne des Gambitstils.

VON ENGLÄNDERN als Hexe verbrannt

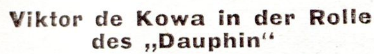
Das Bild des Mädchens von Domremy hat sich seit seinem ersten Auftreten im europäischen Drama gewaltig gewandelt. Für den englischen Zeitgenossen Shakespeare, der das Königsdrama von Heinrich VI. schrieb, ist sie hochstapelnde Hexe; für Voltaire gerissene Betrügerin; Schiller erst erhob sie in seinem romantischen Drama zur heroischen Heiligen; der Ire Shaw sieht in Johanna mit dem Blick des modernen Psychologen das fromme gute Bauernkind mit Mutterwitz



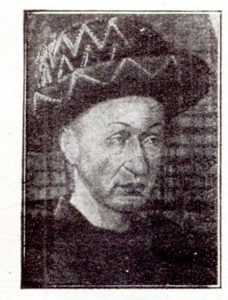
Käthe Gold, die Johanna im Staatstheater Berlin.
Woche für Woche zeigt das ausverkaufte Haus Bernard Shaws „dramatische Chronik" von der „Heiligen Johanna" als eine der glänzendsten Inszenierungen Jürgen Fehlings. Käthe Gold als „Johanna" erschüttert den Zuschauer durch die einfache schlichte Kraft ihres reifen Ausdrucks, durch die Sparsamkeit ihrer Steigerungen, durch die Ungebrochenheit des Gefühls.

Aufnahmen: Willott, Berlin; Archiv.





Viktor de Kowa in der Rolle des „Dauphin"
lieferte in der von Jürgen Fehling inszenierten Berliner Aufführung, deren Gesetz realistische Treue gegen Dichtung und Kostüm war, die unvergeßliche Gestaltung eines historischen Porträts, das zu einem Typ gesteigert war: großer, geistig überlasteter Kopf auf schwachem Körper, mit dominierender Nase, unterfurchten Augen, trüb rechnendem Blick...



... das Bild Karls VII. von Frankreich, wie es der große französische Maler Jean Fouquet erbarmungslos gemalt hat.



Erika Dannhoff, die Johanna im Theater des Volkes, Dresden.
„Wir spielen dies Stück alle vollkommen ungeschminkt", erzählt Erika Dannhoff, die Darstellerin der Titelrolle in der Dresdener Aufführung. Sie hat die „Maske" der Johanna freilich von Natur: das sprechende Auge, das entschlossene, befeuerte Gesicht, die Intensität des Ausdrucks, die wie angeboren wirkt. „Die Aufführung", berichtet sie, „war für uns in Dresden ein Wagnis besonderer Art, nun ist sie unser bisher stärkster Erfolg geworden."

und ungebrochener Naturkraft. Die Visionen, die das Mädchen heimsuchen, sind Spiegelungen ihrer leidenschaftlich durch das Unglück ihrer Heimat erregten Phantasie. Das stößt ihr den Mund auf, macht sie zur Rednerin, zur Visionärin, zur Retterin des Vaterlandes. Das Erwachen des Nationalismus — politisch gesehen — und das Erwachen des Protestantismus — religiös-kirchlich gesehen — finden in ihr ein frühes Symbol. Der Glaube an ihre Sendung und an die übernatürliche Kraft des bergeversetzenden guten Willens ist die Blume, die sie in den Herzen ihrer zweifelnden und verzagenden Zeitgenossen pflanzt. Die Blume Zuversicht und das Kräutlein Unverzagt — sie sind auch das Ergebnis von Bernard Shaws geschliffener Dialektik für den Hörer in unserer Zeit. Und daher der tiefgreifende Erfolg der Aufführungen seiner dramatischen Chronik „Die heilige Johanna", die eben jetzt in zwei bedeutenden deutschen Theatern, im Berliner Staatstheater und im Dresdener Theater des Volkes, mit aufsehenerregenden neuen Inszenierungen herauskam.



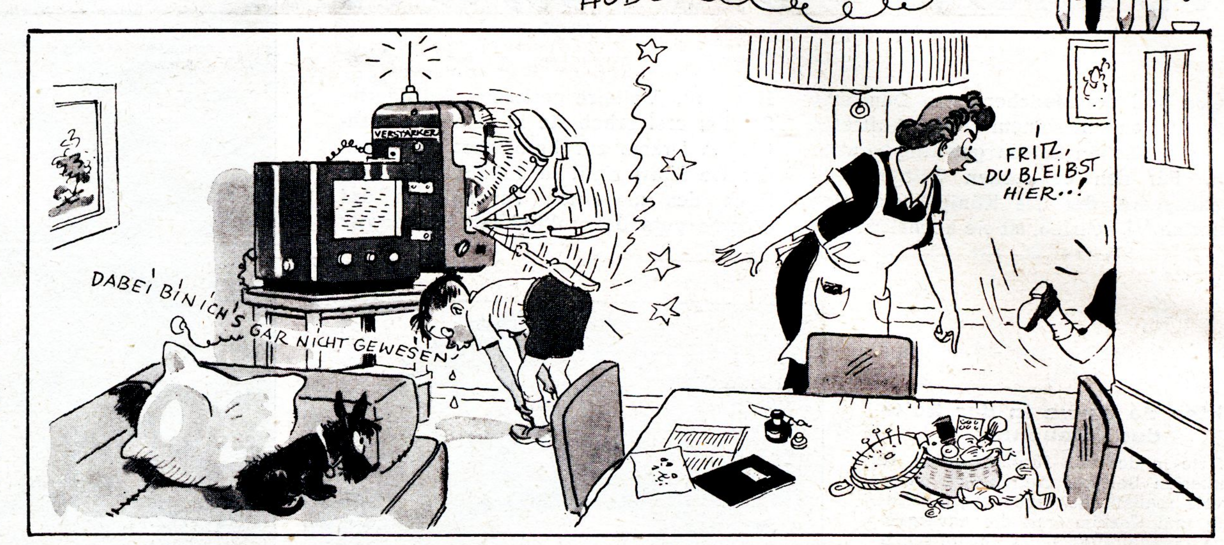
Der „Dauphin", von Albert Fischel gespielt.
Die Rolle des „Dauphin", des kränklich-schwachen Prinzen, der später ein so erfolgreicher König wurde, weil er so gut mit Verträgen umgehen konnte, spielte am Theater des Volkes in Dresden der Regisseur der dortigen Aufführung, Albert Fischel, selbst. Ganz vom Menschlichen her, mit geistigem Verstehen der schwierigen Psychologie, ganz ohne Karikatur und beinahe maskenlos; im Gegensatz zum Berliner Realismus ganz von innen erleuchtet und expressiv.

Aufnahmen: Berger, Dresden.

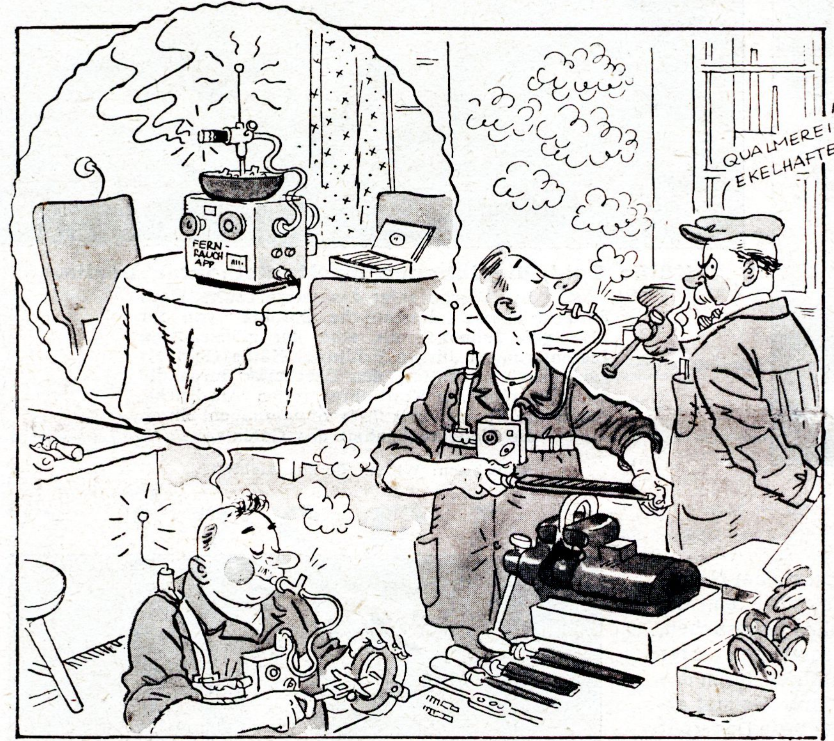
Die „Fernhosenbodenklopfmaschine" und andere „ferne" Erfindungen!

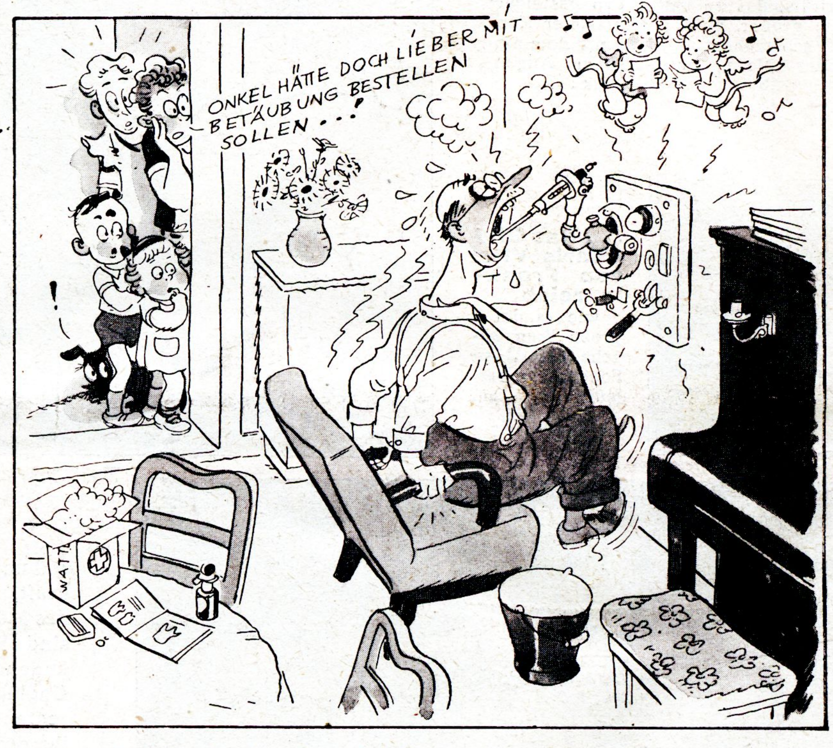
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

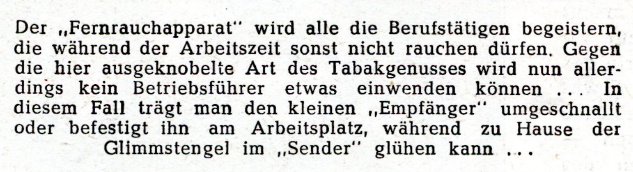
Aus dem Osten schrieb uns vor einiger Zeit ein Soldat, ob wir nicht eine „Fernhosenbodenklopfmaschine" erfinden könnten, er hätte zwei etwas ungebändigte Buben daheim ... Das wollten wir natürlich gern tun, und dabei fielen uns dann noch ein paar wichtige „Fernkonstruktionen" ein!



Die „Fernhosenbodenklopfmaschine" ist im Gebrauch denkbar einfach zu handhaben Vati im Osten kann sich zur erzieherischen Betätigung des heute schon an jede Fernsprechvermittlungsstelle angeschlossenen Senders bedienen. Das Problem besteht vorläufig nur noch darin, die „bösen" Buben zur Zuteilung ihrer „Ration" im richtigen Augenblick an den Empfangsapparat (den die Post gern an jedem Radio anbringt) zu holen ...







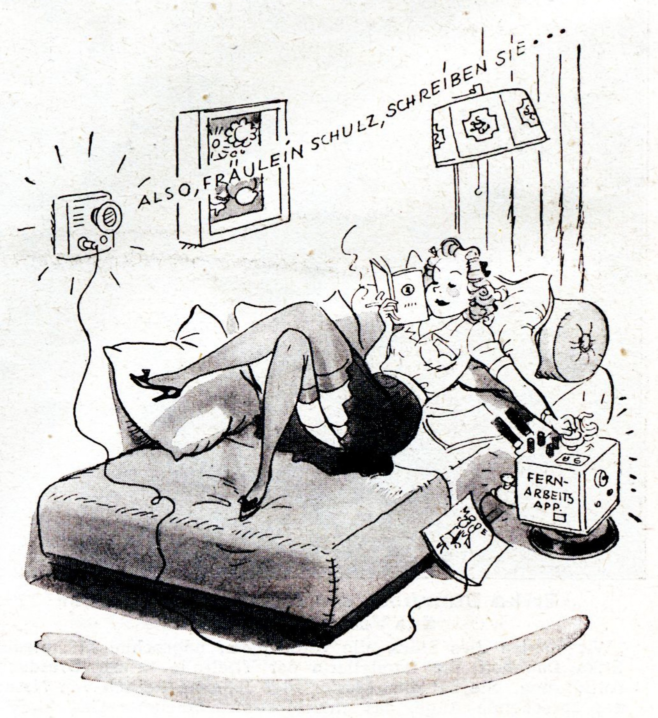
Der „Fernrauchapparat" wird alle die Berufstätigen begeistern, die während der Arbeitszeit sonst nicht rauchen dürfen. Gegen die hier ausgeknobelte Art des Tabakgenusses wird nun allerdings kein Betriebsführer etwas einwenden können ... In diesem Fall trägt man den kleinen „Empfänger" umgeschnallt oder befestigt ihn am Arbeitsplatz, während zu Hause der Glimmstengel im „Sender" glühen kann ...

Und dies ist der „Fernzahnziehapparat", eine besonders feine Sache! Durch den ebenfalls leicht in jedem Wohnraum anzubringenden Empfängerteil kann heute schon jeder geschickte Zahnarzt, der ixbeliebig weit von Ihnen wohnen darf, nach kurzer Ferndiagnose alle Ihre als „böse" erkannten Zähne von seiner „Sendeziehstation" aus „fernziehen". Sogar mit Betäubung, wenn Sie es wünschen!



Sozusagen eine Zwillingsausgabe der „Fernhosenbodenklopfmaschine" ist der an jedem Fernsprechapparat anzuschließende „Fernohrfeigenausteiler", der es von jetzt an ermöglicht, dem Gesprächspartner, der dir am Apparat dämliche Antworten gibt oder vielleicht den Hörer auf den Tisch legt, um gar nicht hinzuhören, was du ihm Ernstes zu sagen hast, eins vor den Bratappel zu knallen ... Lustig wird das dann, wenn der Mann auch über solchen Anschlußapparat verfügt ...

Im Gegensatz zu den anderen „Fernerfindungen", die sich ja alle bereits in der Praxis bestens bewähren, wird die „Fernarbeitsmaschine" wohl nur Wunschtraum bleiben und nie Wirklichkeit werden! (Ihre Konstruktion ist, unter uns gesagt, viel zu kompliziert und leider, wie Fachleute versichern, unlösbar!) Aber wie sich der Zeichner z. B. eine Stenosekretärin an der „Fernarbeitsmaschine" vorstellt, wollen wir zum Schluß doch noch zeigen ...



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 16) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Printed in Germany.